Leben und Traum.

Novellen

von

Julius Hammer.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1839.

Leben und Traum.

Erster Theil.

Leben und Traum.

Novellen

von

Julius Hammer.

Erster Theil.

Leipzig,
Wilhelm Engelmann.
1839.

Storage
421
v.1

Inhalt.

Anstatt der Vorrede VII
I. Herz und Krone.
1) Der König 3
2) Das Billet 75
II. Traumbilder der Zeit.
Erstes Bild: Innere Kämpfe 159
Zweites Bild: Die Verlobung 209

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/lebenundtraumnov01hamm

Anstatt der Vorrede.

Es war einmal ein Erdgeist, der hatte seine sonderbaren Grillen und war überhaupt ein wunderlicher Narr, und mit Namen hieß er Utinam. Schon in seiner Kindheit baute er sich viele Luftschlösser, über die er sich so ausgelassen freute, als wären sie fester, als die härtesten Granitfelsen; aber wenn er seine Bekannten und Verwandten, seine Ohme und Tanten dazurief, da lachten sie ihn entweder aus, oder sie schüttelten mißvergnügt ihre weisen Häupter und sprachen: „Ist das eine Beschäftigung für einen Erdgeist, daß er Luftschlösser aufbaut und Gefallen findet an einem Nichts?"

Der arme Utinam war dazumal schon oft recht traurig und schlich sich in die einsamsten Winkel, die er fand, und weinte und grämte sich und wäre gewiß vergangen, wenn ihm seine kindischen Leiden nicht zugleich so angenehm und wohlthuend gewesen wären, daß er sie zuletzt sogar lieb gewann, der Thor! Vielleicht war er unter einem Sterne geboren, der sich bei seinem Eintritte in die Welt eben schneuzte. In seinem Taufzeugnisse stand sein Name auch wirklich unter dem Himmelszeichen einer Sternschnuppe; doch das war vielleicht ein schlechter Witz von dem Kirchendiener, der das Document auszustellen hatte. So viel ist indessen gewiß, daß Utinam gern des Nachts durch eine Spalte seiner älterlichen Wohnung nach dem Himmel lugte und großes Vergnügen daran verspürte, wenn aus dem funkelnden Glanzgewimmel ein Lichtlein herniederfuhr. Dann bildete er sich ein, einer von den leuchtenden Sternen sei in seine Brust gefallen und glimme da fort, wie ein kostbarer Edelstein im

dunklen Schacht. Das durfte er freilich Niemandem erzählen, denn sonst würde man ihn geradezu für verrückt gehalten und in das nächste Irrenhaus gesteckt haben, um ihn von den Sternschnuppen curiren zu lassen. In seiner Narrheit hatte er jedoch glücklicher Weise noch so viel Vernunft, daß er Manches und das Beste verschwieg, was ihm in seinen einsamen Stunden begegnete.

Diese benutzte er auch oft dazu, in großen, alten Büchern zu lesen, die er sich heimlich zu verschaffen wußte, und aus denen er die Geheimnisse der Geisterwelt zu studiren wähnte. Er prägte sich die Begebenheiten und Thaten, welche auf den vergilbten Blättern verzeichnet standen, eifrig ein, und schnitt dabei begeisterte Gesichter, vor denen er sich hätte schämen müssen, wenn gerade ein Spiegel in der Nähe gewesen wäre; ja, er war sogar unverschämt genug, alberne Randbemerkungen zu machen, die ihm jedoch einstmals sehr schlecht bekamen. Denn seine Ungezogenheit wurde

gebührender Maßen mit verschiedenen Ohrfeigen bestraft. Besagte Ohrfeigen brannten ihm nachher noch lange auf den Wangen, und es ist möglich, daß ihre Spuren noch heut zu Tage in übeln Stunden aufflammen und ihn an seine Kinderstreiche erinnern. Einigen guten Kameraden, die bisweilen mit ihm in den alten Büchern lasen und vielleicht auch unter dem Zeichen einer Sternschnuppe geboren, jedesfalls aber eben so große Narren waren, wie er, theilte er seine Beschämung mit, und erfuhr zu seinem Troste, daß es ihnen nicht besser ergangen sei. Um so weniger ließ er sich abschrecken, seine Alfanzereien fortzusetzen; denn obgleich er sonst ein leidlich guter, lenksamer Junge war, so hatte er doch in dieser Beziehung seinen eigenen Kopf. Das war nun einmal seine Schattenseite.

Utinam wuchs indessen heran, wurde groß und stark, wie seine Altersgenossen, bekam einen Bart, wie seine Altersgenossen, und bildeten sich über-

haupt zum Jüngling aus, ohne sich die kindischen Narrheiten abzuwöhnen, die leider! schon zu tief Wurzel gefaßt hatten, und über welche viele verständige Leute sehr ernstlich ungehalten wurden. Dazu kam noch, daß sein Blut mit den Jahren heißer geworden war. Kein Wunder also, daß er oft an Herzklopfen litt, gegen welches keine Limonade und kein Zuckerwasser der Welt etwas helfen wollte.

Endlich verließ er das Haus seiner Aeltern, von denen er mit vielen Thränen Abschied nahm, denn er liebte seinen Vater und sein treues, gutes Mütterlein, hinter das er sich immer gesteckt hatte, wenn er Unfug gethan, von ganzem Herzen. Von nun an begannen seine Wanderjahre.

Das bunte Leben lockte und verlockte ihn mit unendlichen Zaubern; er hätte mögen überall sein; er wünschte sich Flügel, gleich einem Vogel, um über Land und Meer zu streifen. Da er nun keine wirklichen Flügel bekommen konnte, so träumte er sich welche, und flog im Geiste von einem Orte

zum andern. Wenn er nach solchen süßen Träumen erwachte, war ihm freilich immer recht schlimm zu Muthe, so daß er sich toll und seltsam geberdete, als wär' ihm ein großes Unglück widerfahren. Fragten ihn aber die Leute theilnehmend, was ihm fehle? und er hätte antworten wollen: „Schwingen zum Fliegen!" so würde man ihn arg verspottet haben. Das fühlte er und wurde nur noch mißmuthiger, bis er sich auf seine guten Freunde besann, die ihm theils aus seiner Kindheit geblieben, theils in der Folge entgegen gekommen waren. Mit ihnen gedachte er oft der alten Geschichtsbücher und der schönen Luftschlösser, und indem sie zusammen die Zahl der letzteren auch jetzt noch vermehrten, prüften sie den Inhalt jener immer auf's Neue, verglichen ihn mit der Gegenwart, zogen Schlüsse auf die Zukunft u. s. w., kurz, sie besprachen viel dummes Zeug und nahmen sich vor, noch viel dümmeres Zeug selbst auszuüben.

Allein es blieb meistens bei'm Besprechen und

Vornehmen, was sie Streben zu nennen pflegten. Auf das Letztere bildeten sie sich nicht wenig ein, da in diesen Tagen gerade oft unter der naseweisen Jugend von „strebenden Jünglingen" die Rede war.

Es vergingen mehrere Jahre. Utinam war älter, d. h. an mancher schönen Hoffnung ärmer geworden, an deren Erfüllung er nicht mehr dachte. Seine Sorglosigkeit hatte auch nach und nach ababgenommen, und der und jener Scrupel, den er vorher nicht gekannt, stellte sich ein und quälte ihn manche lange Nacht. Er ging vorsichtiger seinen Weg; die Erfahrung, die Allerweltslehrerin, hatte ihn ein wenig klüger gemacht — er war früher über manchen Zopf gestolpert, der vor seinen Füßen gelegen, und den er in seinem unverzeihlichen Leichtsinne übersehen oder nicht beachtet hatte. Es träumte ihn jetzt bisweilen von Halsbrechen und dergleichen gefährlichen Dingen, und er war um so mehr zu bedauern, als seine Sternschnuppenbrust-

krankheit, die über Nacht leicht einmal in Verzehrung ausarten konnte, keineswegs geheilt war.

Seine Freunde hatten sich ihren Sturmschritt auch abgewöhnt, seitdem sie inne geworden, daß sie keine Siebenmeilenstiefeln an den Füßen trügen. Nachdem Utinam eine Zeitlang von ihnen getrennt gelebt, traf er eines Tages mit ihnen wieder zusammen. Der Eine, er hieß Tamen, sprach viel vom Heirathen, sehnte sich nach einem eignen Heerde und beschäftigte sich damit, den Leuten die besten Rathschläge zu ertheilen, wenn sie um das Agio eines guten Groschens betrogen, oder sonst in ihrem Rechte beeinträchtigt worden waren. Der Andere, der einst den ritterlichen Ulrich von Lichtenstein, den Kämpfer und Sänger, sich zum Vorbilde gewählt, war indessen Schulmeister geworden und litt an Hypochondrie. Ein Dritter hatte eine Platte bekommen; ein Vierter, ein Fünfter, ein Sechster — ach! Alle hatten einsehen lernen, daß sie Narren gewesen, und merkten nicht

einmal, daß sie unter einer andern Form auch jetzt noch, und zwar weit schlimmere Narren waren.

Utinam aber war vollends so thöricht, seine ehemalige Narrheit zum Erwerb zu erwählen. „Brauchen tausend Andere die Mittel zum Leben als Zweck," dachte er, „so kann ich wohl einmal den Zweck zugleich zum Mittel benutzen! Und soll ich nicht das, was meine ganze Seele erfüllt, für meinen höchsten Lebenszweck achten?" — Bei solchen unsinnigen Begriffen mußte er seinem Unheil in die Arme rennen. Aber warum hörte er nicht auf Warnungen? Man hatte ihm doch oft genug gesagt: „Man lebt, damit man jeden Tag im Leben weiß, wovon man lebt, und hat man noch etwas für den künftigen Tag im Voraus, so ist es desto besser, desto herrlicher, desto edler, desto entzückender!"

Utinam hatte, seitdem er herangewachsen, das Maul, wie man zu sagen pflegt, nicht halten kön-

nen. Was ihm auf dem Herzen lag, das mußte herunter, und jemehr er in den Jahren vorschritt, desto schwerer wurde es ihm, etwas zu verschweigen. So kam es, daß er aus den alten Büchern, deren schon wiederholt Erwähnung geschehen und mit denen es gewiß eine eigne Bewandtniß hatte, dem Menschenvolk manches Capitel zu verrathen unternahm. Allnächtlich erschien ihm eine schöne Frau, die ihm das, was er gelesen und selbst erfahren, zu deuten pflegte. Sie redete in einer höhern und schönern Sprache, voll Klang und Harmonie, und dabei flammte ihr Auge, und ihre Bewegungen waren anmuthiger, als sich beschreiben läßt. Auch ermahnte sie den Jüngling jedesmal bei'm Scheiden, daß er ihr Wort verkündigen und nicht den Muth verlieren möchte.

Er war gehorsam und versuchte zu thun, wie die Hohe befohlen hatte. Doch bald sollte er die schlimmen Folgen seiner Thorheit fühlen. Man ergrimmte sich über ihn und legte ihn alle mögli-

chen Hindernisse in den Weg, um ihm seine armselige Apostelschaft zu verleiden. Zunächst verhängte man das Schicksal des Tantalus über ihn, der bekanntlich bei dem besten Appetit die Früchte nicht erreichen konnte, die Andere um ihn her mit großer Leichtigkeit brachen. Auch die Klagen des Orpheus preßte man ihm aus, der, als er seine Geliebte gefunden, sie sogleich wieder verlor. Auf hundertfältige Weise chikanirte man ihn, und endlich brachte er in Erfahrung, daß eine boshafte Feindin jener Dame, welche ihn allnächtlich besuchte, die schmählichen Intriguen veranlasse. Ihr, der Neidischen, verstand er nicht zu schmeicheln; deshalb verfolgte sie ihn, und jemehr er ihr auswich, desto schlimmer trieb sie es. Die Leute nannten sie in der Regel Practicia, und sie soll von den Philistern abstammen, welche einst der gewaltige Simson schlug.

So großes Ungemach mußte Utinam erdulden, blos, weil er Umgang hatte mit einer Freundin, die

er liebte, und weil gern von der Leber weg sprechen wollte. Aber das war ihm ja bisher nicht einmal vergönnt gewesen; er hatte ja nur die Lippen geregt! Man schrie: „Stopft ihm das Maul, er will fremde Geheimnisse ausplaudern; leidet es nicht, die Jugend muß schweigen lernen!"

Seine Sehnsucht stieg. Was half es? Man that ihn in den Bann, und er durfte noch sehr zufrieden sein, daß man ihm wenigstens endlich aus Mitleid die Erlaubniß ertheilte, die Lippen zu regen, wenn er es nicht lassen könne. Seufzend fragte er: „wann die Zeit kommen würde, wo er laut und in zusammenhängender Rede, nicht blos durch einzelne Laute, sein Herz werde offenbaren können?" Da zeigte man in die Ferne, und besichtigte ihn, und als man sein Haupt noch voll brauner Locken fand, da sprach man höhnisch: „Nun, es ist ja Dir noch kein graues Härchen gewachsen, lieber Freund!"

Bei diesen Worten ward der Jüngling sehr

traurig. In seinem einsamen Gemach machte er seinem Herzen Luft und sprach viel mit sich selber; oder er lief hinaus in die freie Gottesnatur und erzählte den Wäldern und Feldern, den verschwiegenen Lüften und Stürmen, was ihn bedrängte, oder er lehnte sich an eine Freundesbrust, oder sah tiefsinnig in schöne Mädchenaugen, wie in eine grundlose See. Des Nachts aber lächelte ihm seine hehre Freundin.

Dieß war sein Ersatz für die vielen Entbehrungen, welche ihm das Leben auflegte, weil er das Menschenvolk von jeher so lieb hatte. — —

Er harrt; er harrt der schönen Zeit, wo der Bann schwinden, wo es besser werden wird, und kann nicht begriefen, wie es möglich sei, daß eine bessere Zeit erst mit grauen Haaren kommen soll. Denn die Jugend, dieser wunderbare Lebensfrühling, dünkt ihm so herrlich, weil das Herz noch am wärmsten, der Geist noch am frischesten ist! — — Lieber Leser, dieser Utinam ist nicht etwa eine ein-

zige Person! Du wirst, wenn Du aufpassest, hin und wieder einen armen Erdgeist finden, der dem unsrigen gleich ist. Und wenn Dir dann der eine oder andere kleine hübsche Geschichtchen erzählt, Anekdötchen, welche Dir im Ohre verklingen, die Dir aber doch vielleicht einen tiefern Blick in das Herz des Erzählers gewähren — o, so verdamme ihn nicht und glaube, daß er gern lauter und freier und von größern Dingen reden würde — wenn nicht ein so schwerer Bann auf ihm läge.

I.

Herz und Krone.

1.

Der König.

Der Marquis von Laroche, ein aufrichtiger Anhänger der vertriebenen Königsfamilie von Frankreich, hatte sich aus den Gefahren der Revolution, unter dem angenommenen Namen eines Herrn von Belliard, nach Deutschland geflüchtet, war von da nach Italien gegangen und wurde in diesem Lande der Liebe endlich von den brennenden Augen einer schönen Veroneserin festgehalten.

Laura führte mit Recht den Namen der Geliebten Petrarca's; ihre Reize, welche alle ihre Nebenbuhlerinnen in der Schönheit überleuchteten, wären würdig gewesen, in den Liedern eines unsterblichen Dichters gefeiert zu werden. Der trostlose Schmerz des Marquis um sein blutendes Vaterland verlor seine Herrschaft in dem Augenblicke, da der Geächtete das Glück hatte, sie zu sehen. Seine Brust, ganz von ihrem entzückenden Bilde ausgefüllt, schien keinen Raum mehr für andere

Sorgen zu haben. Er sah, er liebte — aber ach! er siegte nicht eben so schnell.

Seine Geburt, seine einnehmende Persönlichkeit, das Gastrecht — gewährten ihm Zutritt in das Haus ihres edlen Vaters, welcher ihn herzlich und vertrauungsvoll aufnahm. Im Kreise der liebenswürdigen Familie — zu der, außer Vater und Tochter, nur noch eine bejahrte Tante gehörte — erzählte der Marquis von dem Unglück seiner Heimath, von dem unschuldig vergossenen Blute so vieler Tausende, von dem thränenwerthen Schicksale des königlichen Hauses, das die Verbrechen seiner Vorfahren zu büßen bestimmt sei, von seinem eignen Verhängnisse, und wußte durch seine lebhafte, rührende Darstellung die Herzen der Anwesenden zu der innigsten Theilnahme hinzureißen. Er schämte sich nicht der Thräne, die seine Blicke feuchtete, aber wenn diese Laura's Augen trafen, Mitgefühl lesend, dann röthete plötzlich die Freude seine Wangen, und all' das eben Erzählte kam ihm vor, wie ein finsterer Traum, der sich in die heitersten Bilder auflöst; dann schien er zu fragen: ob *sie* ihm Glück und Vaterland sein wolle?

Laura verkannte nicht das edle Herz des Marquis, sie vernahm in seinen Worten den reinen Goldklang seiner Gesinnungen, sie schätze seine uneigennützige Liebe zu der französischen Herrscherfamilie, obgleich sie selbst, mit der Geschichte ihres Landes und seiner großen Vorzeit bekannt, sich zu republikanischen Grundsätzen hinneigte. Sie hatte Muth, eine Lucretia, eine Portia zu sein, aber auch der That einer Charlotte Corday wäre sie nicht unfähig gewesen. Ihr Herz, heiß von den Flammen der Leidenschaft, konnte eben so feurig lieben, als hassen — es war ein reiches Herz, das neben seiner lodernden Tugend die Zauber milder Weiblichkeit in sich trug.

Mit solchen Vorzügen geschmückt, empfand Laura kein gewöhnliches, kühles Mitleid für den Marquis, sie gab ihm ein Recht auf ihre Freundschaft, sie hielt sich für verpflichtet, ihm mehr zu sein, als eine gastfreundliche Wirthin — einen Bruder hoffte sie in ihm sich zu eigen zu machen. Ihr Benehmen gegen ihn entsprach dieser Absicht; frei, offenherzig, unbefangen gab sie ihm ihre schwesterliche Neigung zu erkennen, sie scherzte, wenn er ihr wehmüthig entgegentrat, trö-

stete ihn, wenn er aus tiefster Brust seufzte, als wähne sie, die Wunde seines Vaterlandes sei der alleinige Quell seiner Leiden.

So lange der Marquis sich von ihr nicht verstanden glaubte, machte er keinen Versuch, seinen verzehrenden Schmerz zu zähmen, den Sturm in seiner Brust zu besänftigen. Bald zürnte er ihr, daß sie ihn nicht errathe, und sah darin ein schlimmes Zeichen; bald schien ihm wieder von der Entdeckung seiner Liebe ihr Gewinn abzuhängen. Und doch zögerte er, sich zu erklären, aus Besorgniß, sie werde ihn zurückweisen. Er fühlte die Kraft zur Entsagung in sich, er fühlte, daß dieser Zustand der Ungewißheit weit quälender sei, als die schmerzlichste Gewißheit, aber ihm graute bei dem Gedanken an dieselbe. So ist nun das Menschenherz — um einen schwachen Hoffnungsschimmer nicht zu verlieren, erträgt es das Schwerste! Auch der Marquis ward immer hoffnungsärmer, ohne durch ein offenes Geständniß eine Katastrophe herbeizuführen. Endlich mußte sich Laura selbst dazu entschließen. Sie begriff wohl, daß sie aus ihrem Anbeter keinen Freund und Bruder zu ma-

chen im Stande sein werde, ehe sie ihm nicht ein Geheimniß entdeckt habe, das sie bisher behutsam, selbst vor ihrem Vater, bewahrt hatte. Die Tante allein war Mitwisserin.

An einem schönen Abende saßen Laura und der Marquis allein auf dem Balkon. Die kühlenden Lüftchen legten sich weich an ihre Brust und führten ihnen süße Wohlgerüche aus den offenen Blüthenkelchen zu. Das Mondlicht schlüpfte unruhig durch die zitternden Zweige der Bäume, als woll' es die beiden Schweigenden zum vertraulichen Flüstern auffordern. Sie saßen in Gedanken versunken, ohne sich anzusehen — ihre Blicke schweiften über die dämmernde Landschaft, über die flimmernden Wellen. Der Marquis schien die Tiefe des Wassers mit der Tiefe seiner Leiden zu vergleichen, während auf Laura's Antlitz ein leises Lächeln mit einer träumerischen Melancholie spielte. —

„Wenn ich die herrliche Natur anschaue" — begann Laura, gleichsam als antwortend auf einen Seufzer ihres Nachbars, das Schweigen zuerst brechend — „besonders am stillen Abend, und mich das Gefühl der süßen Harmonie durchdringt, welche durch

das All' herrscht; wenn mein geistiges Auge den Silberfaden wahrnimmt, der das geringste Hälmchen an die höchste Platane, das schimmernde Sandkörnchen am Ufer an die fernsten Sterne bindet — dann drängt sich mir immer die Frage auf: Warum können die Menschen mit ihren Herzen und Geistern nicht auch so glücklich sein, so harmonisch einig, als die leblosen Gegenstände der Natur? Schwebt nicht über jenen, wie über diesen, ein hoher Genius der Liebe, wie der Geist über den bewegten Wassern, und umfaßt sie gleichsam mit unendlichen Armen? Warum diesen ewigen Zwiespalt unter den kleinen Erdengöttern? Warum diese nimmerruhende Hast seit Jahrtausenden — dieses Jagen nach dem Ziele durch Blut und Hader?"

Die letzten Worte Laura's löschten das Freudenfeuer in den Blicken des Marquis wieder aus — er ließ ihre Hand los, die er schon gefaßt hatte, als er den Sinn ihrer Rede auf ihr Verhältniß zu ihm bezog. Jetzt sah er auf einmal als Veranlassung ihrer Betrachtung das politische Treiben der Völker.

„O Laura!" entgegnete er. „Wie sollten uns

die Mißverständnisse der Nationen ein Räthsel sein, wenn wir so oft erfahren, daß zwei Herzen sich nicht verständigen können?

„Und doch wäre das so leicht," fuhr Jene fort, schmerzlich das Haupt neigend — „wenn Jeder sich genügen ließe an dem, was ihm beschieden ist! Wie häufig beharren wir hartnäckig bei einem Wunsche, für den wir viele andere erfüllt sehen könnten, wenn wir stark genug wären, jenen aufzugeben. Nach unserm Kopfe kann sich das Schicksal freilich nicht immer richten — es geht seinen unwandelbaren Gang!"

„Wenn sich Jeder mit dem begnügte, was ihm beschieden ist!" wiederholte der Marquis nicht ohne spöttischen Ausdruck. „Sagte uns doch ein guter Geist, welche Hoffnungen unnütz und eitel sind!"

„Den guten Geist, den Sie da nennen, lieber Herr von Belliard," erwiederte Laura warm, den guten Geist trägt man in der Brust, und haben wir nur den ernstlichen Willen, seinen Rath zu befolgen, so wird er nicht schweigen, wenn wir ihn befragen! Ihre Hand, mein Freund; wir wollen uns gegenseitig ver-

trauen. Sie leiden — leiden um mich! Ich hab' es wohl bemerkt —"

„Und haben Sie es bemerkt, Laura," unterbrach sie der Marquis, „warum —?"

„Weil ich," sprach Laura weiter, seine Frage für beendigt annehmend, „weil ich nicht kann — nicht darf — weil ich liebe!"

Bei diesen Worten stand die Erröthende auf und machte eine Bewegung zum Fortgehen.

„Laura!" stöhnte der Marquis und hielt sie fest. — „O mein Gott, warum erschreckt mich das?" sprach er nach einer Pause. „Hab' ich denn wirklich nicht vorausgesehn, daß es so kommen würde? Fliehn Sie mich nicht — jetzt ist's entschieden, mein Herz wird ohne diese Hoffnung mit seinen Wünschen Abrechnung halten."

„Und ich bilde mir ein, es werde sich nicht von mir wenden" — setzte das Mädchen mit milder Stimme hinzu — „schlagen Sie ein! Ich verspreche Ihnen dagegen, Ihre aufrichtige Freundin zu sein, die in Ihnen den biedern Mann erkannt hat und zu schätzen weiß!"

Der Marquis konnte vor Bewegung nicht sprechen, er drückte ihre dargebotene Hand, wendete sich mit nassen Augen von ihr ab und verließ sie stillschweigend. —

Als er nach Hause zurückgekehrt war, dachte er ruhiger über seinen Zustand nach. Er wiederholte sich Alles, was Laura gesprochen; der Entschluß, ihr zu entsagen, nicht blos ihrem Besitze, auch der Leidenschaft für sie, gewann nach und nach Raum in seinem Herzen und flößte ihm Muth und Stärke ein.

„Ja," rief er aus, „ich will mich nicht vermessen, dem Schicksale eine Gunst abzutrotzen, die es mir versagt. Ich will Wort halten und Laura's Freund sein, da mir die Geliebte verloren ist!"

Seine Brust hob sich, seine Blicke glänzten, der Sieg, den er über sich selbst gewonnen, milderte das Herbe seines Verlustes und war ihm ein befriedigender Lohn. Er sagte sich, daß in diesen verworrenen Zeiten die Bessern an den Bessern festhalten müssen, daß man sich nicht verführen lassen dürfe, zarte, kaum geknüpfte Bande in leidenschaft-

liche Verblendung zu zerreißen und den allgemeinen verderblichen Brand zu nähren.

„Der Mensch kann viel verschmerzen," tröstete er sich dann, „und aus dem Entbehren reifen neue Früchte zum Genusse!" — Lebhaft empfand er die Wahrheit in Laura's Worten: „Lasse dir genügen an dem, was dir beschieden ist!" So schloß er mit sich ab.

Briefe aus der Heimath, die er vor einigen Tagen empfangen hatte, trugen dazu bei, seine Gedanken wieder mehr nach dem Vaterlande zu lenken. Um sein Herz zu schonen, nahm er sich vor, Laura einige Tage nicht zu sehn, während welchen er alle Beispiele von großen Entsagungen in der alten und neuern Geschichte in sein Gedächtniß zurückrief. Selbst die jüngsten Zeiten der Revolution boten ihm deren einige. In der Geschichte finden wir Alles — Erhebung, Trost, Hoffnung, Aufschluß; mit jedem Jahrhunderte wird die Welt vollkommener, weil sie an Geschichte und deren Verständnisse zunimmt. In unsern zerrissenen Zuständen — dachte der Marquis — müssen wir großherzig genug sein können,

die Liebe, deren Streben sich in die Wolken, wenn auch in die Wolken des Himmels, verliert, den Gefühlen der Freundschaft aufzuopfern, der Freundschaft in seiner herrlichsten Bedeutung! Sie ist wirksamer für die Gegenwart, für die Zeit — sie faßt die nächsten Gegenstände in's Auge. Zwei ächt befreundete Seelen sind starke Glieder in der Kette der nach dem Ziele schreitenden Völker!

Ihm war's, als fühle er noch den Druck von Laura's Hand in jenen heiligen Augenblicken, wo sie ihn um seine Freundschaft gebeten. Der Gedanke, so mit ihr verbunden zu sein, begeisterte ihn jetzt in dem Grade, wie er ihn früher niedergeschlagen hatte. Er beneidete den Glücklichen nicht, dem sie ihre Liebe geschenkt hatte, wenn er auch die Neugier nicht unterdrücken konnte, seinen Namen zu wissen; ja er traute sich Kraft zu, ihn um Laura's Willen zu lieben. Schon freute er sich innig über das dreifache schöne Bündniß!

Auch Laura hoffte das Beste und athmete freier nach jener Scene auf dem Balkon. Da der Marquis jedoch mehrere Tage vergehen ließ, ohne

sie zu besuchen, wurde sie wieder unruhiger; sie besorgte, er möchte beschlossen haben, von ihr gänzlich Abschied zu nehmen, um sich jeder fernern Versuchung desto sicherer zu entziehen. Das stand ihrem Plane auf das Feindlichste gegenüber.

„Was hab' ich, was hat er dabei zu gewinnen?" meinte sie. „Es wäre unmännlich, wenn er so handelte!" Aber deswegen glaubte sie auch nicht daran und verwarf jedweden Gedanken, der den Marquis hätte verdächtigen können.

Mit großer Sehnsucht erwartete sie unterdessen ihren Geliebten von einer Reise in einen untern Theil Italiens zurück, die derselbe, wie er ihr gesagt, im Gefolge seines Herrn, des nachherigen Ludwig des Achtzehnten, kurz vor der Ankunft des Marquis angetreten hatte. Oft schloß sie sich jetzt in den kleinen Pavillon ein, welcher im hintern Theile ihres Gartens stand, und wo sie mit ihrem Geliebten in den Abendstunden gewöhnlich zusammengekommen war; dort schrieb sie jetzt Briefe an ihn — nicht um sie abzusenden, denn das verbot die Vorsicht in mehrfacher Beziehung — sondern,

um sich mit ihm zu unterhalten. Die Liebenden hatten beim Scheiden unter sich ausgemacht, keine Briefe zu wechseln, nichts desto weniger aber ihre Gedanken an einander schriftlich aufzuzeichnen und dieselben sich bei'm Wiedersehen mitzutheilen. Dieß verabsäumte Laura nicht; ihr Tagebuch wuchs zu einem hübschen Hefte an, in welchem sie sich auch über den Marquis ziemlich ausführlich ausgesprochen hatte. Bemerkenswerth waren darin die Worte: „Dieser Mann hat in mir ein Gefühl erweckt, das ich mir nicht erklären kann. Wenn ich's mit der Freundschaft vergleiche, so stimmt es nicht mit den Begriffen überein, die man von ihr hat, es fehlt die — wie soll ich sagen? Du wirst lächeln — die republikanische Gleichheit der Seele, bei welcher jeder Theil selbstständig und doch, durch eine Idee verbunden, seine Zwecke verfolgt. Liebe ist es auch nicht, was mich an ihn fesselt, eine doppelte Liebe kann nicht bestehen und ich fühle, daß ich Dich liebe! Schwesterliche Neigung im eigentlichsten Sinne muß angeboren werden, ich täusche mich gewiß, wenn ich ihn als meinen Bruder betrachte. Was

bleibt mir übrig? Soll ich mir mit dem Ausdrucke des Dämoniſchen helfen, welches gewiſſe Bande knüpft, die unzerreißbar ſind, ohne daß wir ihren Urſprung ergründen können? Du wirſt mir ſagen, was ich glauben ſoll! Ganz aufrichtig, mitunter kommt mir meine Zuneigung zu dem Herrn von Belliard vor, wie die einer Gattin zu ihrem Manne, in welchen ſie nie verliebt geweſen iſt und mit dem ſie doch in glücklicher Ehe lebt. Verzeih mir, wenn ich thöricht rede. Wie mein ganzes Weſen, iſt auch meine Zunge ſo ſehr in Dich vernarrt, daß ſie Alles ausplaudert."

Vielleicht würde Laura gar nicht zu dieſen Betrachtungen gekommen ſein, wenn der Marquis ſeine Beſuche ohne Unterbrechung fortgeſetzt hätte. Seit ſeinem Ausbleiben empfand ſie eine Leere, welche ihr höchſt unbehaglich war, und als der Vater endlich ſich zu wundern anfing, daß der Hausfreund ſich nicht ſehen laſſe, ſo theilte ſie, wie es ſchien, ſeine Beſorgniß, jener möge erkrankt ſein, und forderte ihren Vater auf, einige freundſchaftliche Zeilen an Belliard zu ſchreiben. Dieß geſchah auch und

hatte die gewünschte Folge. Der Marquis erschien wieder, sich mit Unpäßlichkeit und nothwendigen Correspondenzen entschuldigend. Laura's Vater hatte keinen Grund, dieß für einen bloßen Vorwand zu nehmen, und war herzlich erfreut, den werthen Gast wieder zu den gewohnten Stunden bei sich zu haben. Mitunter mochte er wohl entfernt an eine Verbindung desselben mit seiner Tochter gedacht haben, er schlug sich jedoch diesen Gedanken aus dem Sinne, nachdem der Marquis andeutungsweise die Aeußerung hingeworfen hatte, daß er unverheirathet bleiben werde. So etwas konnte bei einem politischen Flüchtlinge nicht auffallen.

Sein Verhältniß zu Laura wurde indessen immer bedeutender. Sie betrachteten sich gegenseitig als von der Vorsehung einander zugeführt, ohne die Grenze zu überschreiten, welche zwischen ihnen gezogen war. Jeder Theil suchte dem andern das Leben nach Kräften angenehm zu machen. Eine reine Wahlverwandtschaft (wenn man diesen Ausdruck im Gegensatz zu jeder andern zarten Verbindung zwischen Mann und Weib gebrauchen darf) war unter

ihnen entstanden, welche freilich die Welt nicht immer mit derselben Unbefangenheit betrachtete, als es die dabei Betheiligten thaten. In der Stadt flüsterte man natürlich von der baldigen Vermählung der schönen Laura mit dem interessanten Fremdlinge, der durch den stillen, leidenden Ausdruck seines edlen Antlitzes das Mitleid der Frauen schon längst rege gemacht hatte. Man weiß, wie leicht sich Mitleid und Liebe die Hände reichen. Das Gerücht verbreitete wunderbare Geschichten über ihn; er sollte eine Geliebte in Frankreich auf dem Blutgerüste eingebüßt und in Laura eine so auffallende Aehnlichkeit wiedergefunden haben, daß er in ihr die verlorne Braut liebe. An die geschäftige Zunge des Gerüchtes hatten der Marquis und Laura nicht gedacht, bis dieselbe auch zu ihren Ohren einen Weg fand.

Anfangs war ihnen diese Kunde höchst unangenehm, da das Gerede jedoch keineswegs gehässig und ehrverletzend war, so thaten sie nichts zur Widerlegung desselben. „Die Welt, die große Menge, würde unsere Freundschaft nicht begreifen, wie sie denn überhaupt einen Freundschaftsbund zwischen

Personen verschiedenen Geschlechts nicht begreift!" sagte der Marquis, und als Laura, Beifall winkend, schwieg und, wie von einer Erinnerung bewegt, vor sich nieder sah, fuhr er fort: „Wollte Gott, daß ich bald Gelegenheit bekäme, durch die That Ihnen zu beweisen, wie herzlich, wie uneigennützig ich Ihnen zugethan bin!"

„Ich weiß!" erwiederte Jene leise, eine Thräne verbergend. Bald darauf eilte sie von seiner Seite hinweg und weinte sich aus. Kaum wußte sie, weshalb sie weine. Nach einer Weile sagte sie zu sich selbst: „Ich scheine undankbar gegen den Mann, der es so redlich meint, daß ich ihm nicht Alles enthülle. Kann er mir vertraun, wie er gern möchte, wenn ich ihn fortwährend im Dunkeln lasse? Und doch, ich kann nicht anders! Vielleicht war es schon unrecht von mir gehandelt, daß ich ihn in mein Herz blicken ließ; er, der Geliebte, bat mich ja noch bei'm Abschied um strenges Stillschweigen, rieth mir, weder seinen Namen Jemanden zu nennen, noch auch seine Persönlichkeit zu beschreiben. Ich will ihm Wort halten — kein Wörtchen schlüpfe über meine Lippe!"

Die Aeußerung des Marquis, seine Freundschaft gegen Laura bethätigen zu wollen, war keine leere Phrase. Er hatte die Verhältnisse ihres Vaters ziemlich genau kennen gelernt, er wußte, daß Laura völlig unbemittelt sei, und da ihn selbst das Glück reichlich bedacht hatte, so beschloß er im Stillen, einen ansehnlichen Theil seines Vermögens zum Eigenthume der Freundin zu machen. Dieser Entschluß erfüllte ihn mit der reinsten Freude. Doch lag ihm daran, vor der Hand nicht selbst für den Geber zu gelten; spätern Zeiten mochte es vorbehalten bleiben, sein Incognito zu entschleiern. Deswegen trat er bei der Ausführung seines Werkes in der Rolle eines Vermittlers auf; er war zartfühlend genug, um einzusehen, daß die Freundschaft kein allzugroßes Uebergewicht der Dankbarkeit, der Verbindlichkeit, auf der einen Seite dulde.

Nachdem er die nöthigen Anordnungen zu seinem Vorhaben getroffen, nahm er sowohl Laura, als ihrem Vater das Versprechen ab, nicht auf Entdeckung eines Geheimnisses zu dringen, welches er zu bewahren gelobt habe. Darauf bat er das auf's

Höchste erstaunte Mädchen, ein Document anzunehmen, das er beauftragt sei, ihr im Namen eines Landsmanns von ihm, eines reichen Marquis ohne Erben, einzuhändigen. Als Laura unterrichtet war, um welche bedeutende Schenkung es sich hier handele, stand sie einige Augenblicke gefesselt von der Ueberraschung. Dann wendete sie sich mit leiser, bewegter Stimme zum Marquis, den sie scharf ansah, und fragte: „Mir dieß? Mir? Von einem Unbekannten? Welche Verkettung der Umstände —"

Sie unterbrach sich selbst. Der Marquis benutzte die Pause, ihr mit Beziehung zu sagen, daß es Fälle gäbe, in denen Stillschweigen zur Pflicht werde. Sie verstand ihn, sie wußte nicht, was sie erwiedern sollte. Der Vater beobachtete mit zweifelnden Blicken den Marquis. Dieser hatte eine solche Stimmung nicht vorausgesehen und fuhr fort: „Ich glaubte Ihres Vertrauens gewiß zu sein, meine theuern Wohlthäter, die mich, den Heimathlosen, liebevoll in ihre Mitte nahmen. Deshalb zögerte ich nicht, das mir aufgetragene Geschäft zu übernehmen. So viel kann ich versichern, daß das Geschenk von einem

Manne kommt, der aufrichtig Ihr Glück will, nicht als ob er sich einbilde, es hierdurch zu gründen, nein, er will nur, weil er nichts Höheres bieten kann, mit dem Geringen beweisen, wie herzlich gern er auch das Werthvollere gewähren würde!"

„Gewiß, mein Freund," versetzte Laura's Vater gerührt, dem Marquis die Hand reichend, den er nach den letzten Worten desselben für den Schenker selbst zu halten anfing — „gewiß, ich möchte dem Edlen danken können — so, wie ich Ihnen jetzt die Hand drücke, indem mir das Wasser in die Augen tritt — sagen Sie ihm das, und da er sich nun einmal nicht nennen will —"

„Ein Marquis, meinten Sie vorhin, beauftragte Sie, Herr von Belliard?" warf Laura fragend ein.

„Ich habe unumschränkte Vollmacht von ihm. Mit Ihrer Einwilligung ist die Sache abgethan, über welche wir, dünkt mich, schon zu viele Worte machen."

„Werden wir," fragte Laura lächelnd weiter — den Ungenannten einmal sehen?"

„Vielleicht!" war die Antwort. „In unsern rebellischen Zeiten läßt sich nichts vorausbestimmen.

Vielleicht wird er erscheinen, um Sie an der Seite eines geliebten Gatten glücklich zu sehen!"

„Herr von Belliard!" fuhr Laura ahnend auf, brach aber sogleich wieder ab, eine neue Frage unterdrückend, um nicht rücksichtlos zu erscheinen.

„Ich habe vergessen, den Namen zu nennen," fuhr der Marquis ruhig fort — „dieß ist mir erlaubt, wenn Sie nicht weiter forschen wollen."

„Nun?"

„Der Marquis Laroche."

„Mein Gott!" rief Laura außer Fassung, diesen Namen vernehmend. „Herr — — Sie spielen mit Geheimnissen!"

Der Marquis stutzte. Wie konnte sie der Name erschrecken? Der Vater trat überrascht näher.

„Vater!" sprach Laura bewegt, sich zu ihm wendend. „Es ist höchst seltsam!"

„Was ist Dir, mein Kind?" fragte dieser theilnehmend. Die Tochter bedeckte mit der Hand ihre Augen, dann den Mund, als wollte sie ihre Zunge binden. Endlich sprach sie, einen gleichgiltigen Ton erzwingend: „Was schwatz' ich? Was hat mich ver-

wirrt? — — Legen Sie mein Erstaunen nicht falsch aus, welches ein augenblicklicher Irrthum veranlaßte. Nehmen Sie, Herr von Belliard, auch meinen herzlichsten Dank!" setzte sie mit einem gewissen ceremoniellen Ton hinzu und zögerte einen Augenblick, die dargebotene Hand des Marquis zu fassen. Nach kurzem Besinnen aber drückte sie dieselbe und sagte lebhaft: „Nein! Sie bleiben mein Freund, nicht wahr? Mag kommen, was wolle, — Sie bleiben mir — versprechen Sie mir dieß jetzt noch einmal!"

Der Marquis gelobte es mit der innigsten Wärme und nahm den Vater zum Zeugen dieses Moments. Dieser faltete die Hände schweigend und neigte, von mannigfaltigen Gefühlen bewegt, das Haupt. Laura blickte mit strahlenden Blicken in's Weite, gleichsam, als ob sie in der Zukunft läse. Ihre Brust hob sich stolz und kühn, eine große Empfindung erweiterte sie, ein herrlicher Gedanke blitzte aus ihren schwarzen Augen. Verwundert weidete sich der Marquis an ihrem Anblicke — er hätte sie mögen an sein Herz drücken, der reinste, lauterste Drang zog ihn gewaltig zu dem vortrefflichen Mädchen hin. Mit Mühe hielt er sich

zurück. Die Tante, welche jetzt hinzukam, machte der Scene ein Ende. Bald nachher empfahl sich der Marquis. Auch Laura suchte das Freie in der höchsten Aufregung. Eine plötzliche Vermuthung war in ihr aufgewacht und gewann immer mehr Raum in ihrer Seele. Die Tante war ihr nachgeschlichen, sie hatte von Laura's Vater gehört, was vorgefallen.

„Nichte!" rief sie. „Was ist geschehen? Was bedeutet diese Schenkung von Deinem Geliebten? Kommt er nicht zurück?"

„Ich weiß nicht!" entgegnete Laura. „Mein Kopf schwindelt. Was muß ich glauben? Er geht fort mit seinem Herrn, den sie den König nennen —"

„Und scheint nicht wiederkehren zu wollen!" fiel die Tante ein. „Ach, die jungen Herrn vergessen so leicht!"

„Vergessen?" betonte Laura stark. — „Und dieses Opfer, welches er mir bringt? Laß! Er liebt mich treu, auch wenn ihm die Umstände gebieten sollten, sich von mir zu trennen. Ich wußt' es voraus, daß keine dauernde Verbindung möglich sei! Er ist ein Geächte-

ter, wie sein König, der Bruder jenes unglücklichen Ludwig."

„Aber, wie in aller Welt kommt Herr von Belliard dazu, Dir die Schenkung des Marquis einzuhändigen?"

„Herr von Belliard! Ja, Du hast Recht, liebe Tante — das ist bedenklich."

Nach diesen Worten schwieg Laura eine lange Weile und schien über etwas nachzusinnen. Dann begann sie von neuem: „Sag mir, weißt Du vielleicht, wo der Prätendent sich jetzt aufhält? Was spricht man in der Stadt von ihm?"

„Einige meinen" — antwortete Jene — „er sei bereits seit längerer Zeit auf dem ihm eingeräumten Schlosse in unserer Nähe mit geringer Begleitung eingetroffen."

„Vielleicht ist auch Er darunter!" bemerkte Laura.

„Andere vermuthen, er werde in dieser oder künftiger Woche ankommen. — Wenn nur Dein Einverständniß mit dem Laroche gut abläuft" — fügte sie nach einer Pause kopfschüttelnd hinzu. — „Be-

denk' es wohl, Nichte! Ich will Dir nichts verschweigen."

„Sprich! Was ist es?" fragte Laura schnell.

„Man hat sogar," sprach die Tante weiter, „Deinen und des Königs Namen schon zusammen genannt! — Solche Mißverständnisse, wenn sie einmal in's Publikum dringen, sind schwer zu berichtigen!"

„Wohl wahr!" versetzte Laura halblaut, mit nachdenklicher Miene vor sich niedersehend. Bald aber erheiterte sich ihr Antlitz wieder und sich lächelnd aufrichtend, fuhr sie fort: „Und doch — es thut nichts; laß Dich ein geheimnißvolles Wort, dem Deine Besorgnisse vielleicht eine schlimmere Bedeutung gegeben haben, nicht kümmern! Warum? will ich Dir ein andermal sagen. Ich muß mich erst fassen, mit mir selbst zu Rathe gehen."

Hier wollte sie eben das Gespräch abbrechen und nach ihrem geliebten Pavillon eilen, als sie sich besann und auf die Tante zuging: „Noch Eins, hast Du den König gesehen?"

„Einmal nur sehr flüchtig," antwortete die Gefragte, „er zeigt sich ja fast nie!"

„Beschreib' mir seine Gestalt, seine Züge, wenn Du kannst!" bat Laura. Die Tante entwarf ein schwankendes Bild, für welches Jene dennoch herzlich dankte, und verließ dann verwundert ihre sonst so offenherzige Nichte, deren räthselhaftes Betragen sie nicht begreifen konnte.

Als Laura allein war, faltete sie betend die Hände: „O Gott im Himmel, der Du Könige und Völker beherrschest, laß es sein, wie ich hoffe!"

Wir wollen die Leser über diese Worte nicht im Dunkeln lassen. Laura, welche schon längst geahnt hatte, daß Belliard seinen wahren Namen verschweige, war, so lange sie ihn kannte, durch seine Gegenwart sehr oft an ihren Geliebten und die Zusammenkünfte mit ihm erinnert worden, ohne daß sie sich von der eigentlichen Ursache dieser Erinnerung Rechenschaft zu geben vermocht hatte. Es begegnet uns überhaupt mitunter, daß wir bei'm Anblicke dieses oder jenes Menschen unwillkührlich einer Begebenheit, oft eines sehr unbedeutenden Vorfalls,

oder einer Person gedenken müssen, während wir den geheimen Zusammenhang nicht finden können. Laura hatte sich in ihrem Falle auch nicht darum bemüht, bis ihr bei'm Schenkungsacte plötzlich die Augen aufgingen. Belliard nannte den Namen des abwesenden Geliebten als den Mann, der ihr einen Theil seines Vermögens überließ! Also war ihr Geheimniß verrathen, und doch mußte sie schweigen, wie Belliard gebot. Mühsam nur bezwang sie sich. „Herr, Sie spielen mit Geheimnissen!" war das Einzige, was fast ohne ihren Willen, über ihre Lippen schlüpfte. Gedanken, wie kreuzende Blitze, fuhren ihr durch den Kopf, und einer verschlang gleichsam zuletzt alle übrigen — der Gedanke: „Es ist der König!"

Sie hatte nicht Zeit, in jenem Augenblicke zu prüfen, ihre Vermuthung schien ihr so wahrscheinlich — „Laroche," dachte sie, „hat seinem Herrn das Verhältniß mit mir entdeckt und dieser hat — wer weiß, aus welchem Grunde? — die Rolle übernommen, in der er mich getäuscht! Vielleicht spinnt eine planvolle Betrügerei ihre Netze!"

Diese Besorgniß lag sehr nahe, aber Laura über-

hüpfte sie mit jubelndem Herzen; sie glaubte einen Wink des Schicksals zu sehen, indem der Mann vor ihr stand, dessen Freundin sie sich nennen durfte, und der einst vielleicht den Thron Frankreichs besteigen werde. Wie eine goldene Fahne umrauschte sie die Hoffnung, als Freundin eines Königs zu dem Glücke einer großen Nation beitragen zu können! Deshalb hob sich ihre Brust so stolz und kühn, deshalb blitzte ihr schwarzes Auge, deshalb nahm sie von neuem dem Marquis das Gelübde ab, ihr, möge kommen was wolle, seine Freundschaft zu bewahren. —

Mit voller Seele gab sie sich jetzt, nachdem die Tante von ihr gegangen, in der stillen Einsamkeit ihren Träumereien hin. Was man wünscht, glaubt man, sagt das Sprichwort. So zählte sich Laura die Gründe für ihre Vermuthung in Hinsicht auf ihren Gast vor und fand, wenn sie zu Ende war, immer noch einen Grund, der ihr von Gewicht schien. In den Umrissen, welche die Tante von dem Könige gegeben, fand Laura eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Marquis, obgleich sie sich sagen mußte,

daß das Bild, unsicher genug, auch auf ihren Geliebten und viele Andere passe. Dieser hatte bisweilen ein paar Worte von der flüchtigen Majestät gesprochen.

„Gewiß," sagte sich Laura, „habe ich mir unwillkührlich den und jenen Zug in das Gedächtniß geprägt, welcher mich nun bei'm Anblicke Belliard's daran mahnt. Er sprach niemals viel von den Bourbons und doch, wenn er es that, mit einer Theilnahme, die kaum der allereifrigste Royalismus hervorbringen kann."

Laura hätte gern die erste Gelegenheit ergriffen, um ihren Freund zu bewegen, seine Maske wegzuwerfen und sich zu erkennen zu geben, aber sie hatte versprochen, nicht weiter zu forschen, und war zu gewissenhaft, um dagegen zu handeln. Auch sah sie den Marquis wenig, welcher jetzt nur unbestimmt und auf kurze Zeit in das Haus ihres Vaters kam. Dabei bemerkte sie, daß er zerstreut und unruhig sei. Briefe, die er auf geheimem Wege aus Frankreich bekommen, flößten ihm Besorgnisse ein, wie er

sagte. Ueber die letztere sprach er sich jedoch nicht näher aus.

Indessen wurde das Gerücht immer lauter, der thronlose Ludwig der Achtzehnte — er reiste als Graf und zwar unter dem Namen einer französischen Stadt — sei angekommen. Laura erröthete vor Verlegenheit, als ihr Vater Herrn von Belliard eines Tages fragte, ob er über die Wahrheit des Gerüchtes nähere Auskunft zu geben wisse. Die Antwort war kurz und ausweichend. „In einigen Tagen hoffe er etwas Gewisses sagen zu können," setzte Belliard hinzu — „er sei durch ein Billet von des Königs eigener Hand, auf das Schloß berufen worden; dieser möge ihm, entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten, Dinge von Wichtigkeit zu entdecken haben, wahrscheinlich handele es sich um Maßregeln gegen die Revolution."

Zu gleicher Zeit war auch ein Briefchen in Laura's Hände gelangt. Mit zitternder Hast erbrach sie es und las:

„Uebermorgen zur gewöhnlichen Stunde, meine geliebte Laura, laß die äußere Thür zum Pavillon offen. In Deine Arme eilt Dein L....."

„Gott sei Dank! Nun wird das Dunkel verschwinden," rief Laura aus. „Er wird mir enthüllen, wie Alles zusammenhängt!"

Sie sehnte sich nach Licht. Seit sie in Belliard den König zu erkennen geglaubt, hatte sie sich ausschließlich der schönen Hoffnung überlassen, durch ihre Freundschaft einen für das Heil Frankreichs wohlthätigen Einfluß zu gewinnen. Ein weiblicher Marquis Posa, wollte die hochherzige Schwärmerin versuchen, in der Brust Ludwig's die heilige Flamme der Begeisterung für Völkerfreiheit zu entzünden und zu nähren. Sie war bereit, ihr Glück, wenn es gälte, dafür zu opfern. Hören wir ihre eignen Worte aus ihrem Tagebuche:

„Eine schöne, folgenreiche Zukunft liegt vor meinen Blicken," schrieb sie, ihren Geliebten anredend, „mein Herz ist berauscht vom Vorgefühle seines Glückes! O, mein Theurer, die Vorsehung wollte etwas Größeres, als unsere Vereinigung, indem sie uns zusammenführte! Ich konnte kein Wort finden für die Empfindung, die mich mit magischer Gewalt an unsern Gastfreund kettet — jetzt ist mir das Unerklärliche er-

klärlich geworden — es war die Ahnung, daß er ein König sei, mit dem ich befreundet werden sollte. Nun lieb' ich Dich um so mehr, je inniger ich ihm vertraut werde; Du wirst mir beistehen in dem großen Werke, für welches uns das Schicksal erlesen! Er wird seinem Lande Frieden und Glück geben — er ist edel, ich kenne ihn. Noch ist Frankreich, die Welt nicht reif für eine Republik, aber er wird eine glänzende Ausnahme der Könige sein. Zwar bin ich nur ein Weib, aber ich fühle eine Kraft in mir, die mich zu männlichen Thaten berechtigt. Was hätten die Freundinnen der Herrscher wirken können, wenn nicht Geiz und Sinnenlust ihre schmuzigen Götter gewesen wären!"

Einige Tage nachher jedoch, nachdem sie sich mehr gesammelt haben mochte, begann der Zweifel sich zwischen die rosenrothen Bilder ihrer Hoffnungen zu drängen, wie wir aus folgender Stelle sehen können.

— „Und wenn nun das Alles nichts wäre, als die Frucht meiner entzündeten Einbildungskraft — ein Luftschloß, das in Nebel zerfließen wird? Dieser Belliard bewarb sich um meine Liebe und wußte doch schon, daß mein Herz nicht mehr frei sei? Ich wage weder

ihn einer solchen Hinterlist zu beschuldigen, noch anzunehmen, daß er mit Deiner Einwilligung sich die Stelle habe erschleichen wollen, die Dir zukommt. Wehe mir, welche schwarze, finstere Gedanken sind das! Auf welche Abwege gerath' ich? Was ist das menschliche Herz, was sind unsere Entwürfe, wenn sie der schwankenden Welle gleichen, welcher die zügellosen Winde jeden Augenblick eine andere Gestalt geben? Was ist die Begeisterung, wenn sie nicht unauslöschlich brennt, wie das Feuer der Vesta? Ich dachte an Freiheit und Völkerglück, und nun geberd' ich mich, wie ein kindisches, verzogenes Mädchen, dem man seinen Willen nicht gethan. Dieser Vergleich bringt mich wieder zu mir zurück — er war falsch, mein Fieber wird vorübergehen! u. s. w."

Laura konnte die Stunde kaum erwarten, wo sie ihren Geliebten wiedersehen sollte. Den Tag vorher saß sie noch spät am Abend im Garten unter dem breiten Dache einer Platane und ließ die Gestalten der Vergangenheit an sich vorübergehen. Da glaubte sie auf einmal in ihrer Nähe ein Geräusch, wie von leisen Fußtritten zu hören. Sie lauschte und jetzt vernahm

sie auch ein Flüstern. Durch die mit Gesträuch durchwachsenen Zwischenräume des Gartengeländers erblickte sie undeutlich mehrere Gestalten, in Mäntel eingehüllt; sie blieben stehen und sahn sich vorsichtig um. Einer der Männer zeigte nach der Gartenthür, wie es Laura vorkam; dann sprach er einige Worte, welche diese nicht verstehen konnte, zumal, da sie französisch gesprochen wurden. Ein Anderer redete jetzt ein wenig lauter:

„Ich weiß aus guter Quelle," sagt' er, „daß die Regierung von Venedig ihm, auf das Gerücht der Siege Bonaparte's, befohlen hat, Verona ohne Zögern zu verlassen. Wir müssen uns daher beeilen, daß er uns nicht entwischt!"

Jetzt folgte wieder ein leises Flüstern. Laura ahnte Verrath und neigte ihr Ohr nach dem Geländer. Es verging eine ziemliche Weile, ehe sie wieder reden hörte.

Der zuerst gesprochen, nahm von neuem das Wort, indem er sagte: „Von hier können wir leicht in den Garten dringen!"

„Bst!“ unterbrach ihn sein Nachbar. „Nicht so laut, die Bäume haben hier Ohren!“

Bald darauf entfernten sich die Gestalten. Laura zitterte. Galt der Anschlag ihrem Geliebten oder wem? „Die Regierung Venedigs gebietet ihm, Verona zu verlassen!“ wiederholte sie. „Mein Gott! Sollte der König in Gefahr sein? Der König — Belliard — ha, sein Geheimniß ist hier bekannt geworden! Die dunkeln Männer wissen, daß er in diesem Hause ein- und ausgeht! Ich muß ihn warnen und bald!“ — Nach einem kurzen Bedenken sprach sie leise: „Vielleicht kann Er mir rathen? Ach, wenn doch schon der morgende Abend da wäre!“

Sie eilte nach dem Hause. Herr von Belliard war eine halbe Stunde vorher weggegangen, wie ihr der Vater sagte. Dieser hatte nach Laura senden wollen, der Besuchende ihn aber davon abgehalten, und nachdem er einen Gruß an sie zurückgelassen, sich bald darauf wieder hinwegbegeben. Noch unter der Thüre habe er beim Abschied geäußert, daß er vielleicht eine Reise zu machen genöthigt sein

werde. Uebrigens sei er verstimmt und trüb' gewesen.

Laura, in der Hoffnung, ihr Freund sei von seiner Gefahr unterrichtet und treffe Vorsichtsmaßregeln zu seinem Schutze, fragte: „Wird er morgen wiederkommen?"

„Er hat es nicht versprochen!" antwortete der Vater; nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber es ist mit unserm Gastfreunde eine Veränderung vorgegangen, wie mich deucht. Es müssen Dinge von großer Bedeutsamkeit sein, die ihn beschäftigen. Ich höre von einer Verschwörung, deren Mittelpunkt der Prätendent selbst sein soll, und seit Herr von Belliard bei dem Könige gewesen ist, wie er sagt —"

„Sagt er das?" fiel Laura mit Lebhaftigkeit ein. „Und sonst hat er nichts über diesen Umstand geäußert?"

„Nichts, als daß er morgen wieder eine Audienz haben werde. Er macht kein Geheimniß daraus und doch thut er geheimnißvoll!" versetzte der Vater.

„Das wundert mich nicht!“ entgegnete die Tochter. „Er kann nicht anders!“

„Wie so?“ fragte Jener und Laura, jetzt erst die Unvorsichtigkeit ihrer Worte bemerkend, sprach, um sich nicht zu verrathen, in leichtem Tone weiter: „Die Royalisten sind jetzt nirgends sicher, am wenigsten in Italien.“

„Wie wird sich das entwirren?“ seufzte der Vater. „Frankreich ist der Feuerheerd Europa's, und nun haben sie die Gluth so arg geschürt, daß sie Alles in Flammen setzen wird. Wenn nur nicht die Despotie daran ihre Fackel anzündet!“

Hiermit brach er das Gespräch ab. Laura fand keine Ruhe. Der Schlaf wollte sich nicht auf ihre Augenlider senken und ihr die Sorge vom Herzen nehmen, welche sie quälte. Erst gegen die Dämmerung schlummerte sie ein.

Der Marquis stand zeitig auf und kleidete sich schnell an, um zu dem König zu eilen. Er hatte ihn gestern unpäßlich gefunden und wenig mit ihm sprechen können. Ein ausführliches Gespräch war auf den heutigen Morgen verschoben worden. Auf

dieſes war der Marquis ſehr begierig, denn der König hatte ihm bereits angedeutet, daß er ihm ein wichtiges Geſchäft aufzutragen habe. Dem Marquis, welcher eine Geſandtſchaft vermuthete, kam eine ſolche Ehre gerade jetzt ſehr wenig gelegen, doch war er zu Allem bereit, ſeinem Herrn zu dienen.

Mit ſchlagendem Herzen ſprang er aus ſeinem Cabriolet und ſtieg langſam die Treppe hinauf nach den Gemächern des Königs.

Ein junger Höfling, Herr von Lafont, empfing ihn. Der Marquis ſtutzte, als er ihn erblickte. Er hatte ihn in Frankreich als einen gewiſſenloſen Menſchen kennen gelernt und ſeinen Umgang vermieden.

„Sie hier?“ fragte er, ſeiner Ueberraſchung nicht Meiſter. Lafont reichte ihm die Hand und bat ihn in ausgeſucht höflichen Worten, ſich ſeine Geſellſchaft ſo lange gefallen zu laſſen, bis der König erſcheinen werde. Der Marquis verbarg ſein Mißbehagen und fing an, über gleichgiltige Dinge zu ſprechen. Lafont antwortete zerſtreut und ſuchte mehrere Male die Rede auf Frankreich und die Hoffnungen der Bourbonen zu lenken. Nachdem der Marquis wiederholt

ausgewichen war, fragte er endlich plötzlich: „Sie stehen jetzt in den Diensten des Königs?“

„Ja!“ wurde geantwortet — „und erfreue mich seiner vorzüglichen Gunst. Sie dürfen offen gegen mich sein, Herr Marquis, der Name Laroche ist mir in doppeltem Sinne von Bedeutung.“

„Mein Name,“ sagte der Marquis, über die dunkle Bemerkung Lafonts hingehend, „ist vor der Hand gestrichen, bis Frankreich seinem rechtmäßigen Monarchen zurückgegeben ist. — Sie theilen des Königs Verbannung, Herr von Lafont, dieß giebt Ihnen Ansprüche auf mein Zutrauen —“

„Das ich zu schätzen wissen werde!“ schob Lafont ein, den Marquis ansehend, aber sogleich wieder die Augen niederschlagend.

„Sein Sie dem König ein ächter Freund, bewahren Sie ihm die Treue, welche Sie ihm zugesagt, und die in unsern Tagen so oft gebrochen wird —“

Der Marquis wollte noch mehr hinzufügen, als sich die Thüre öffnete, durch welche Ludwig hereintrat, den man auf den ersten Blick für einen König halten mußte. Trotz seinem Unglück war seine schöne Ge-

stalt nicht gebeugt. Er lächelte fast unmerklich, als er den Marquis erblickte. Dieser näherte sich bescheiden und ehrfurchtvoll und bückte sich über seines Königs weiße marmorne Hand, indem er einige Worte der Freude über das Wohlsein desselben aussprach. Der König dankte; dann wendete er sich zu Lafont und sagte: „Ich habe Sie warten lassen, mein Lieber, thun Sie jetzt nach Ihrem Belieben, wenn Sie mir nur bei Tische Gesellschaft leisten wollen."

Als Lafont entlassen war, nahm der König in einem Lehnstuhle Platz und winkte zugleich dem Marquis, sich zu setzen.

„Ich habe eher, als Sie glauben, von Ihrer Ankunft in Italien Nachricht erhalten, Marquis," begann er darauf, „und wie innig ich Sie auch wegen Ihrer Schicksale beklage, die Sie aus unserm Vaterlande hinweggetrieben, so freu' ich mich doch auch herzlich, Sie bei mir zu sehen."

„Wollte der Himmel, Sire," entgegnete der Marquis, „daß ich Sie bald zurückbegleiten, daß ich Ihnen in Frankreich meine Dienste leisten könnte!"

„Geben wir die Hoffnung nicht auf, mein Freund!“ sprach der König weiter, und sein großes, blaues Auge strahlte von einer frommen Zuversicht.

„Die Revolution hat sich allzusehr mit Blut befleckt, als daß sie ihren Sieg lange bewahren könnte — die Nemesis wird nicht ausbleiben! Die dichten Wolken, die meine Zukunft verhüllen, können sich plötzlich zerstreuen und die Aussicht auf Erfolg kann sich wieder öffnen, welche mir der dreizehnte Vendemiaire genommen zu haben scheint.“

„Möglich,“ erwiederte der Marquis, „daß der Obergeneral der italienischen Armee, obgleich Sie an ihm einen thätigen Feind bekommen haben, gerade der Mann ist, durch welchen Sie auf den Thron Ihrer Väter steigen, Sire!“

„Ich will es nicht leugnen, daß auch ich schon diesen Gedanken gehabt habe!“ sagte der König, in Nachdenken versinkend. Nach einer Pause, in welcher er die geistreichen Lippen fester geschlossen hielt, während der Mißmuth seine Brauen zusammenzog, fuhr er ärgerlich fort; „Wie doch Furcht und Feigheit die Menschen beherrschen! Die Gastfreundschaft

der Venetianer ist mir immer sehr verdächtig vorgekommen; ich bin hier vor Ränken nicht sicher und darf dem Scheine nicht trauen. —

Timeo Danaos et dona ferentes. Der Gouverneur von Verona hat mich nur incognito zu besuchen gewagt! Ich glaube, sie hätten gern der französischen Regierung geradezu erklärt, daß sie keine directe Kenntniß von meinem hiesigen Aufenthalte bekommen. Welch' eine elende Politik! Und nun weist man mich vollends hinweg, stößt mich aus! Ja, lieber Marquis, ich habe den Befehl bekommen, dieses Gebiet zu räumen — und ich darf ungefährdet nicht zögern."

„Sire," fiel der Marquis mit Wärme ein, „ich begleite Sie, ich will nicht von Ihrer Seite weichen! Wohin wollen Sie sich wenden?"

„Fast hätte ich Lust, antwortete Ludwig, „mir in Rußland meine Zufluchtstätte zu suchen."

„O warum diesen Halbbarbaren Ihr Glück verdanken, Sire?" versetzte der Marquis lebhaft.

„Mir bleibt keine große Wahl," sprach der König weiter, „Rom weist mich zurück, der König von

Neapel fürchtet, mein Wirth zu sein; den Herzog von Parma, meinen Vetter, kennen Sie — — "

Er hielt gedankenvoll inne, eine schmerzliche Empfindung hemmte seine Rede. Der Marquis bemerkte es und wiederholte schnell, daß er ihm ein treuer Begleiter sein werde.

„Nein, mein Freund," entgegnete Ludwig mit mildem Ernste, „für Sie giebt es eine andere Pflicht, durch deren Erfüllung Sie meinem Herzen Beruhigung gewähren!"

Der König legte die Hand auf die Brust und neigte das Haupt, sein Mund lächelte, aber sein Auge schien eine Thräne zurückzuhalten. In großer Spannung wartete der Marquis, bis der König sein Schweigen brechen werde. Endlich fuhr dieser nach einem langen Athemzuge fort: „Ich bin hier glücklich gewesen in meinem Unglück, ich werde lange zu zehren haben an der süßesten Erinnerung meines Lebens! Doch nun, da ich fort muß, erwachen Vorwürfe gegen mich selbst in meinem Herzen, die nicht verstummen wollen, obgleich ich mir keiner schlimmen Absicht bewußt bin. — Ich habe hier ein theures Wesen ge-

funden, ein Mädchen, das mich zärtlich liebt — das weiß ich — ein edles, vortreffliches Geschöpf!"

„Und weiß sie, wen sie liebt?" fragte der Marquis schüchtern und ahnend. „Haben Sie sich ihr ganz entdeckt, Sire?"

„Nein," antwortete der König. „Zwar hab' ich ihr keine Hoffnungen gemacht, so weit ist mein Gewissen rein, aber ich habe sie nicht allein wegen meiner Person im Dunkeln gelassen, sondern auch einen Namen gemißbraucht, welcher einem redlichen, untadeligen Manne zukommt!"

„Aber das Mädchen?" drängte der Marquis etwas ungeduldig.

„Vermache ich — Ihnen! Sein Sie ihr ein Freund, oder Geliebter — in einem gewissen Sinne gehört sie Ihnen an. Sie kennen sie, Sie warben um sie — ich hab' es erfahren —"

„Laura? — Mein Gott, wär' es möglich? — Darum also schwebte ein so strenges Geheimniß über dem Gegenstande ihrer Liebe? —

„Auf meiner Reise bekam ich über Sie Nachricht, Marquis, auch Sie hatten das blutende Frankreich

verlassen müssen, nachdem Ihre Verwandten Opfer der Revolution geworden waren. Gleich darauf hört' ich, daß Sie Ihren Namen geändert. Mir fiel eine Last vom Herzen, denn so war mein — Doppelgänger verschwunden!"

„Welche Räthsel, Sire?"

„Sie verzeihen mir die Unbedachtsamkeit. Ich gab mich bei Laura, die ich zuerst im Dome gesehen, für einen Höfling des Königs aus. Das konnt' ich um so leichter, je weniger ich mich auf der Straße sehen ließ, um mein Namenkönigthum nicht dem Spotte preiszugeben — verzeihen Sie, ich wiederhol' es, Marquis; Sie, Sie sind der Mann, unter dessen Namen ich mich in Laura's Gunst einschmeichelte."

„Ich?" rief der Marquis erschrocken, einen Schritt zurückweichend. — „Sie überraschen mich in der That, mein König —"

„Ich wußte Sie damals noch fern," fuhr dieser fort, „den Zufall konnte ich nicht vorausahnen, daß Sie einst mein Nebenbuhler sein würden!"

„Ich bin der Zurückgewiesene!" sagte der Marquis mit traurigem Kopfschütteln. „Arme Laura,"

fügte er leiser hinzu, „der Laroche, den du liebst, wird bald von dir scheiden, und der andere kann nichts thun, als dich beklagen!“

„Laura ist stark,“ entgegnete Ludwig und ging mit großen Schritten auf und nieder. „Nur Laura kennt mich unter dem Namen Laroche, und einer meiner Hofleute, ein junger, gutherziger Mann, Herr von Lafont, derselbe, den Sie vorhin im Zimmer trafen. Das Geheimniß ist nicht verbreitet.“

„Schon allzuweit!“ erwiederte der Marquis, indem er bei dem Namen Lafont ein finsteres, mißtrauisches Gesicht machte. „Laura's Ehre, Sire, steht auf dem Spiele!“

Der König blieb stehen und sagte mit scharfem Tone: „Wer soll sie antasten? Wer soll es dem Publicum sagen, daß ich es war, mit dem Laura in Einverständniß gestanden?“

Als der Marquis schwieg, schlug Ludwig die Arme in einander und schien einem dunkeln Gedanken nachzuhängen. „Freilich,“ fing er endlich von neuem an, „freilich ist eines Mädchens Ehre durch die Liebe eines Königs gefährdet. — Das haben wir unsern

Vorfahren zu verdanken," sprach er mit einem verächtlichen Lächeln weiter, „dieser Flecken in der Geschichte ist nicht auszuwaschen! Und sehen Sie, Marquis, dieser Flecken ist auch den Augen des Volkes nicht entgangen. Wer weiß, ob ich jetzt flüchtig herumirrte, wenn mein Großvater, anstatt mit schönen Weibern zu tändeln, besser das Scepter geführt hätte!"

„Möglich, aber es ist ein Unterschied in der Liebe!" sprach der Marquis, wieder einlenkend, nicht ohne Rührung.

„So wahr ich auf Seligkeit hoffe, ich habe Laura mit reinem Herzen geliebt und —" (er ging auf den Marquis zu und erfaßte mit großer Wärme seine Hand) — „deswegen wählte ich mir auch einen reinen Namen!"

„Mein König!" rief der Marquis, Thränen in den Augen, denn die letzten Worte desselben hatten ihn heftig ergriffen. „O, Sire! — vielleicht, ja — vielleicht lernt mich Laura doch einmal lieben — ich will ihr von Ihnen erzählen — ich will meinen alten

Namen wieder annehmen, wenn Sie, ach — fort sind — ich will —"

Die Stimme versagte ihm, er ließ die Hand des Königs nicht los, preßte sie an seine Brust, lächelnd zog sie dieser zurück und klopfte den Marquis die Schulter.

„Ich dank' Ihnen, mein theurer Freund!" sagt' er. „Solcher Treuen bedarf ich! Führt mich die Vorsehung auf den Thron, so werde ich mich Ihrer erinnern."

Ein eintretender Diener, welcher dem König etwas meldete, unterbrach die Audienz. Nachdem dieser ihn abgefertigt, theilte er dem Marquis unter Anderem noch den Inhalt des Briefchens mit, welches er an Laura geschrieben, indem er die Bitte hinzufügte, gegen Laura über diese Unterredung zu schweigen.

„Heute Abend," sagte er, „will ich ihr bei'm Abschied vielleicht Alles selbst entdecken und morgen erwarte ich Sie wieder bei mir, liebster Marquis!"

Damit entließ er ihn. Der Marquis ging wie im Traume fort. Sein Herz war in Aufregung,

ach! und seit er Laura's Geliebten kannte, schlug seine Liebe wieder helle Flammen. Jetzt konnte er sich auch ihr ungewöhnliches Erstaunen über die Schenkung erklären. Er brannte, ihr zu enthüllen, was er erfahren, und durfte doch nicht; er getraute sich nicht, zu ihr zu gehen, aus Besorgniß, sich zu verrathen. Und wenn er nun wieder an den König dachte, an dessen bevorstehenden Weggang, an die Gefahr, in welcher derselbe schwebte, wie wurde ihm da! Die Hoffnung auf Laura's Besitz stritt in seiner Seele mit dem Schmerze, seinen Herrn verlassen, verlieren zu müssen. Er glaubte völlig mit sich abgeschlossen zu haben, und nun erhob sich der Sturm von neuem, der in seinem Innern geschlafen hatte. Noch gestern hatte er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, von Laura zu scheiden, um einer höhern Pflicht zu folgen, seinen König, wohin er auch gehe, zu begleiten — jetzt fühlt' er sich wieder mit tausend Banden an die Stätte gefesselt, wo seine Freundin athmete. Die Schenkung kam ihm jetzt so armselig vor, daß er sich ihrer fast schämte und auf Größeres,

Würdigeres ſann, womit er Laura erfreuen könne. Luſt und Leid wogten wechſelnd in ihm auf und ab.

Erſt ſpät am Abend kam er in ſein Zimmer zurück, welches er als beengend, den ganzen Tag über geflohen hatte. Ermüdet warf er ſich in das Sopha und bedachte, was er äußerlich und innerlich erfahren.

Als er eine Weile ſchweigend geſeſſen hatte, brachte ihm ſein Diener, den er aus Frankreich mitgenommen hatte, einen Brief mit dem Bemerken, daß derſelbe ſchon in den Nachmittagsſtunden abgegeben worden ſei. Der Marquis ſah die Adreſſe an, deren Handſchrift ihm unbekannt war. Nachdem er den Bedienten fortgeſchickt, erbrach er das Blatt und las:

„Marquis, der König iſt in Gefahr. Retten Sie ihn, ich beſchwöre Sie! Ich bin an ihm zum Verräther geworden, habe ſein Vertrauen ſchändlich gemißbraucht, habe mich zum Werkzeuge frecher Jacobiner erniedrigt, die ihm nach dem Leben ſtellen. Durch mich wiſſen dieſe Menſchen, wohin ſich der König heute Abend begeben wird. Dort werden ſie unter irgend einem Vorwande ſich an ihn drängen,

um ihn zu ermorden. Ach, eilen Sie, ihn zu retten! Wüthende Reue zerfleischt mich, ich verachte mich selbst und gehe, mich vor dem Angesichte der Menschen zu verbergen. Wo werde ich Ruhe finden? — Hören Sie? Heute Abend im kleinen Gartenhause seiner Geliebten, die ich zugleich mit verrieth. — Wird das Wort auf meinen Lippen nicht zum Fluch, so möcht' ich beten: der Himmel leite Sie!

Lafont."

„Großer Gott!" schrie der Marquis wankend und zog mit zitternder Hand heftig an der Klingelschnur. Der Diener kehrte mit eiligen Schritten zurück und fand seinen Herrn todtbleich.

„Henri, meine Pistolen Schnell! — Was zögerst du? Fort, um Gotteswillen!"

Jener brachte das Verlangte.

„Sind sie geladen?"

„Ja, Herr!"

„Nimm! — Gieb meinen Degen! Der König ist von Mörder umringt. Wenn du deinen König liebst, so folge mir!"

Im Augenblick war der treue Diener bereit.

„Wo? wo?" rief er. „Welche Schurken — ?"

„Still!" gebot sein Herr. „Du wirst's erfahren!"

Die beiden Männer stürmten hinweg.

Während dieß vorging, hing Laura am Halse ihres königlichen Geliebten, den sie noch immer für den Marquis Laroche hielt. In ihrer Seele waren große Veränderungen geschehen, seitdem sie sich einbildete, Belliard sei der König. Sie prüfte nicht mehr, der Gedanke, welcher sie beherrschte, war zur fixen Idee geworden. Der Geliebte erschien ihr in einem andern Lichte, als früher. Ihr Herz drängte sich zu ihm, nicht nur, um in heimlicher Stunde Liebesglück gegen Liebesglück harmlos mit ihm einzutauschen — er war ihr Verbündeter geworden, der ihr beistehen sollte in der Ausführung höherer Pläne, welche sie, wie Weiber sind, nicht mit Klarheit überdacht hatte. Dazu kam heute noch ihre Unruhe, welche ihr das Gespräch jener dunkeln, schleichenden Männer verursacht hatte.

Nach den ersten Freudenergießungen des Wiedersehns hatte sie ihn auch mit Fragen über den König

bestürmt und zuletzt auf ihre Besorgniß um seine Sicherheit hingedeutet, ohne noch den Grund ihrer Furcht näher zu bezeichnen. Da der Geliebte jedoch lächelnd entgegnete, er wisse, daß der König, wenigstens jetzt, ganz sicher sei, daß er sich an einem Orte befände, wo ihn der Unfriede der Welt nicht erreichen könne, so verschwand ihre Bangigkeit und eine innige Umarmung dankte ihm für seine Mittheilung. Er aber freute sich im Stillen über die Theilnahme der reizenden Republikanerin, die sie auch für einen König hegte, den die Republik vertrieben hatte.

„Auch den Unbekannten liebt sie in mir!" dachte er. In gewissem Sinne hatte er Recht. Die freundlichen Gesinnungen für den Mann, den sie als den Thronprätenden von Frankreich ansah, streiften, ohne daß sie es selbst wußte, in das Gebiet der Liebe. Das Herz handelt oft nach eigner Willkür — so jetzt das ihrige, das seine Empfindungen zwischen Freund und Geliebten theilte oder beiden ungetheilt widmete und nicht mehr zu unterscheiden wußte, was dem, was jenem angehörte.

Mehrere Male öffnete sie die Lippen, um dem

Geliebten zu sagen, daß sie während seiner Abwesenheit die vertraute Freundin des Königs geworden, aber immer schloß ihr der Zweifel, ob er nicht schon davon unterrichtet sei und vorsätzlich darüber schweige, wieder den Mund. So verschob sie von einem Augenblick zum andern ihre wichtigsten Geständnisse. Auch hatte sie ihm vorläufig nur diejenigen Stellen aus ihrem Tagebuche mitgetheilt, welche sie geschrieben hatte, als sie ihren Gastfreund nur noch für den Herrn von Belliard hielt und noch keinen Verdacht gegen dessen Incognito hegte. Der Zuhörer lächelte über die Offenherzigkeit, mit welcher sie jedes ihrer Gefühle darlegte; doch in seinem Lächeln sprach sich zugleich ein leiser Kummer aus, als er die Worte las, in denen Laura sich bemühte, ihre Gefühle für Belliard zu erklären. Ihm war's, als spräche darin ein ahnender Geist zu ihr: „Dein Gast wäre der Mann, den du lieben solltest. Jener verräth, betrügt dich!"

Mit Ungeduld harrte sie, bis er von der Schenkung zu sprechen anfangen werde, die nach ihrer Meinung von ihm herrühren mußte. Da er es

nicht that, konnte sie sich nicht enthalten, ihm ihren Dank für „das kostbare Geschenk" zu sagen. Der König fragte unbefangen, was sie meine, und so kam es endlich, da ein Wort das andere gab, dahin, daß sie ihm Vorwürfe über seine Verstellung machte und hinzufügte, ihr sei recht wohl bewußt, in welcher Beziehung er zum Herrn von Belliard stehe. Der König war betroffen. —

„Wer sagt dir —?" begann er erstaunt und sah sie groß an. Eine hingeworfene Aeußerung Laura's überzeugte ihn wieder, daß ihr seine eigentliche Würde unbekannt sei. Aber das sah er wohl ein, hier mußte eine Geheimniß im Spiele sein. Da reichte ihm Laura mit den Worten: „Du mußt dich doch dazu bekennen — ich dulde diese Räthsel nicht mehr!" das Document hin, unter welchem der Name Laroche stand. Der König gerieth in die größte Verwirrung. Laura beobachtete ihn nicht minder befremdet und bereute ihre Unvorsichtigkeit; sie hatte nicht bedacht, daß sie über diesen Gegenstand das strengste Stillschweigen gelobt habe.

„Laura!" hub der König an, indem er mit

feuchten Augen in die Schrift sah — „dieser Laroche — ach, es ist der edelste Mann, den ich kennen gelernt —!"

„Wie?" fragte Laura verwundert, „du bist also nicht —?"

„Frage nicht, meine Geliebte!" antwortete der König schnell und erglühend über die Unbedachtsamkeit, sich verrathen zu haben. „Es wird sich Alles enthüllen! — Hier, hier ist auch mein Tagebuch" — (er gab ihr ein versiegeltes Heft) „lies es, wenn ich fort bin. Aber frage mich jetzt nicht!"

„Also auch du gewährst mir kein Licht, nach welchem ich so sehnlich verlange?"

„Licht! Ja, es wird Licht werden!" rief der König mit einer schmerzlichen Geberde. — „Taste nicht an den Schleier, den das Schicksal noch nicht lüften will!"

Laura starrte vor sich hin — ein Schauder überlief sie — ihr Athem wurde schwerer. Der König legte die Stirn in die Hand und stützte sich auf den Tisch. Seine Wangen schienen noch blässer, als gewöhnlich. Tiefes Schweigen umgab die Liebenden,

welches zuerst von Laura gebrochen wurde, indem sie wie aus einem Traume erschrocken auffuhr.

„Horch! Hörtest du nicht Stimmen?“ flüsterte sie ängstlich.

„Du schwärmst, mein Kind!“ beruhigte der König mit einer Stimme, die seine eigene Unruhe nur allzudeutlich kund gab. Er riß das Oberkleid auf, ohne zu bedenken, daß er die Orden, welche er beständig auf der Brust zu tragen pflegte, abzulegen vergessen hatte. Der Stern des heiligen Geistes, das Band des St. Michaelis- und das Kreuz des Ludwig-Ordens wurden sichtbar. Schnell schlug er die Hülle wieder darüber. Er wußte nicht, ob Laura es gesehen; sie äußerte nichts, obgleich sie eine Bewegung des Erstaunens machte, wie ihm schien.

„Ach! ich fühle eine unnennbare Angst!“ sagte sie nach einer Weile mit einem schweren Seufzer. —

Laura war aufgestanden und öffnete die nach dem Garten zu führende Thür. Tief athmend zog sie die kühle Abendluft in sich ein. Der König wollte ihr folgen und stieß aus Versehn an den

kleinen Tisch. Das schwache Lämpchen, welches auf demselben stand, fiel herunter und erlosch.

„Was thust du?“ rief Laura bebend. „Nun sind wir ganz im Dunkeln!“

„So ist's recht!“ entgegnete der Geliebte mit einem unheimlichen Lachen. „Die Nacht ist die Freundin der Liebenden, Licht taugt nichts! Fürchte dich nicht, meine kleine Heldin, bei unsern Küssen und Liebesreden brauchen wir keine Leuchte!“

Bei diesen Worten umfaßte er sie mit dem einen Arme, seine andere Hand hatte die ihrige ergriffen. Laura sträubte sich unter seiner heftigen Umarmung, er drückte seine Lippen fest auf ihren Mund, ihre linke Hand an sein pochendes Herz. Sie hatte nicht bemerkt, daß er einen Ring über ihren Zeigefinger gestreift.

„Denk an mich!“ flüsterte er und ließ sie wieder los; wie von einer schweren Last befreit, lehnte sie sich ächzend an einen Stuhl.

Jetzt war auch ihm, als höre er in seiner Nähe ein Geräusch.

„Still! Was war das?“ sagt' er mit verhaltener Stimme.

Eine bange Ahnung bedrückte ihm die Brust. Laura richtete sich auf, mit weitgeöffneten Augen durch die Thür starrend. Ein dumpfes Gemurmel wiederholte sich in kleinen Pausen.

„Sie sind es!“ sprach Laura leise und tonlos.

„Wer?“ fragte Jener zerstreut. Sie antwortete nicht, dann rief sie plötzlich: „Mein Gott! — Rette Dich! — Dort — dort, durch jene Thür!“

„Fliehen? Vor wem? Und ohne Dich?“ entgegnete der König, fast zürnend. Dann fuhr er fort, sie zurückdrängend und sich der Gartenseite nähernd: „O daß ich waffenlos bin!“

Es war wieder still geworden — es blieb still. Schon wollte der König in's Freie hinaustreten, als sich wieder Fußtritte vernehmen ließen. Schnell griff Laura nach ihrem Kopfe, um die schwere silberne Nadel zu ihrer Vertheidigung herauszuziehn. In diesem Augenblicke fragte in einiger Entfernung eine ziemlich laute Stimme auf Französisch: „Hat der Marquis

Laroche einen Augenblick Zeit, eine höchst wichtige Mittheilung anzuhören?"

Laura hielt dem Geliebten die Hand auf den Mund. Eine zweite Stimme, etwas näher, fügte hinzu: „Die Mittheilung ist dem Marquis sehr dienlich!"

„Sogleich!" entgegnete der König dumpf, mit verstellter Stimme, trotz Laura's stummem Flehen, nicht zu antworten. Ein schwerer Fußtritt hallte auf dem knisternden Sande des Gartenweges nach dem Pavillon zu, während zugleich der eine Thürflügel von unsichtbarer Hand zurückgeschlagen wurde.

Ehe es der König hindern konnte, sprang Laura vor. Ein Mann, tief in seinen Mantel gehüllt, mit gesenktem Haupte, trat ihr entgegen, die Hand ausstreckend, in welcher er ein Blatt Papier hielt. Als er Laura erblickte, blieb er einen Augenblick unentschlossen stehn und sah sich um, als suche er Jemanden mit den Augen. Da entstand plötzlich ein starkes Geräusch an der entgegengesetzten Thür, durch die man den Ausgang nach der Straße hatte. Der Mann im Mantel trat über die Schwelle zurück nach dem Garten. Der König hatte Laura wieder stumm bei

Seite gedrückt. Die kleine Thür nach der Straße wurde gesprengt — der König hielt sich zur Vertheidigung bereit — auf einmal wurde er von starken Armen kräftig gepackt.

„Verflucht!“ schrie der dunkle Mann auf der andern Seite; „es ist zu zeitig!“ In demselben Momente aber fühlte er sich verwundet. Ein Pistolenschuß wurde abgefeuert.

„Großer Gott! Sie ermorden ihn!“ rief Laura außer sich und stürzte nach dem Ausgange. Ein anderer Mann trat auf sie zu — der Verwundete wälzte sich am Boden und stöhnte: „Verrath! Verrath!“

„Wo bist Du?“ rief das Mädchen entsetzt, indem sie zugleich mit ihrer silbernen Nadel in die Hand dessen stieß, der sie festhielt.

„Schurken!“ donnerte dieser jetzt, Laura mit sich fortreißend und sich zur Wehr stellend. „Sucht Ihr den Marquis Laroche? Ich bin's!“

Laura stieß einen gebrochenen Schrei aus.

„Es lebe der König! Es lebe Ludwig der Achtzehnte!“ rief der Marquis mit feuriger Begeisterung, denn dieser war es wirklich, der seinem Könige zu

Hilfe geeilt und noch zu rechter Zeit angekommen war. Nieder mit den Königen!" antwortete eine andere rauhe Stimme. „Es lebe die Republik!"

Laroche feuerte eine zweite Pistole auf den Schreier ab, der, den verwundeten Genossen aufraffend, wie es schien, nicht getroffen, eilig entfloh.

Laura war am Sopha zusammengesunken. Es erfolgte eine große Pause, die nur durch das schwere Athemholen der Zurückgebliebnen unterbrochen wurde.

Laroche verließ Laura einige Augenblicke, um in den Garten zu gehen und nachzusehn, ob sich Niemand versteckt habe. Als er auf einen erhöhten Vorsprung trat, sah er in der Ferne mehrere Gestalten, die auf eine andere Gruppe zueilten. Dort, so dünkte ihm, hielten einige Männer mit Pferden. Bald darauf hörte er auch den flüchtigen Hufschlag derselben.

Er ging zurück — der Garten war sicher. An der Thür des Häuschens stürzte ihm Laura entgegen.

„Belliard! — Freund! Retter! Wo ist —?" Die Hand vor die Augen schlagend, endigte sie nicht.

„Ruhig, gute Laura!" antwortete der Marquis, etwas erschöpft. „Er ist in Sicherheit!"

„Sie haben ihn fortgeschleppt, sie werden sich rächen, die Furchtbaren!“

„Nein, nein, es ist ein guter Freund, der durch die Hinterthür hereinbrach!“

Ermattet warf sich Laura auf das Sopha. „Gott sei gelobt!“ betete sie. Dann stand sie wieder auf, suchte im Dunkeln nach der Hand des Marquis und drückte sie gegen ihre kalte Stirn. Sie war keines dankenden Wortes fähig, aber ihr Herz klopfte hörbar.

Der Marquis machte sich sanft und mit einigen Worten der Beruhigung von ihr los. Er öffnete die äußere Thür. Der Schimmer einer Laterne nah'te sich.

„Sie sind's! Sie kommen!“ jauchzte er. Laura's Füße waren vom freudigen Schreck gelähmt.

„Laura! Laura!“ Mit diesem Rufe lag der Geliebte an ihrem Herzen.

Der brave Bediente des Marquis zündete an seiner kleinen Blendlaterne die Lampe an. Es wurde hell im Gemach. Laura entwand sich endlich der Umarmung des Stürmischen.

„Himmel!“ rief dieser, plötzlich erschrocken — „Du

bluteſt! Du biſt verwundet!" Er ſtrich ängſtlich mit dem Tuche über ihre Stirn.

„Ich fühle keinen Schmerz!" ſagte ſie matt. Die von ihrer Nadel geſtochene Hand des Marquis, welche ſie gegen die Stirn gehalten, hatte dieſelbe gefärbt. Jetzt trat der Marquis herzu. Der König zog ihn an ſein Herz und nannte ihn bei den zärtlichſten Freundſchaftsnamen.

„Mein König! Mein theurer König!" rief der Marquis mit thränenerſtickter Stimme.

„Vive le roi!" ſchrie der Bediente und ſchwenkte den Hut.

„Der König?" wiederholte Laura zurücktaumelnd, wie vom Blitze getroffen, mit gellendem Schrei.

Ein tiefes, langes Schweigen verſchlang gleichſam alle dieſe Ausrufungen. Selbſt der Athem in der Bruſt der Anweſenden ſchien gebunden. — —

„O, wie bitter, wie unglückweiſſagend," begann endlich Ludwig, „klingt jetzt meinem Ohre der Name König! Er weckt mich aus einem ſüßen Traume gewaltſam auf! — Das Geheimniß iſt hin, Laura, wie mein Glück! O vergieb! Ich wollte glücklich ſein und

durft' es nicht, ohne Dich zu täuschen. Ich wußte, daß Du den König würdest zurückgewiesen haben, den Diener des Königs nahmst Du an Dein Herz! An Dein schönes Herz! Willst Du mich verdammen, Laura?"

Laura glich einer Marmorstatue, die nach und nach Leben empfängt. Sie streckte langsam den Arm aus, sie wendete das blasse Gesicht nach dem Könige, ihr starres Auge fing an, sich zu bewegen, eine Thräne hing an ihren Wimpern. Ludwig ergriff ihre Hand und zog die Geliebte näher zu sich. Willenlos ließ sie es geschehen, aber als sie ganz nahe an ihm stand, bebte sie zusammen, erhob beide Arme, als wolle sie ihm hinwegwinken, stemmte dann die Hände gegen seine Brust und drückte ihn, in lautes Weinen ausbrechend, von sich. Er fragte schmerzlich, weshalb sie ihn hinwegstoße? — Sie schwieg. Der Marquis trat einen Schritt vor. Als ihr Blick auf ihn fiel, lehnte sie sich schluchzend an seine Schulter.

„O mein Freund!" hauchte sie, wie eine Sterbende. Der König schlug die Arme finster in einander.

„Ist es ein Fluch, der auf den Königen lastet?" sagte er, mit den Zähnen knirschend.

„Lassen Sie sie zu sich kommen, Sire!“ mahnte der Marquis und trat zur Seite, von Laura weg.

„Laura! — Meine Laura! rief der König mit dem vollen Ton der Liebe. „Willst Du mein Herz zerreißen in der Stunde des Abschieds?“ Er rüttelte sie heftig und wiederholte ihren Namen.

„Gehst Du fort?“ ächzte sie.

„Für immer!“ antwortete er traurig.

Sie machte eine rasche Bewegung, warf die Locken von den Schläfen zurück, breitete die Arme aus, den Blick zum Himmel gerichtet. Ludwig sank an ihr Herz, Laura's Arme schlossen sich um ihn.

„Ludwig! — König!“ rief sie, außer Fassung ob der Größe des Augenblicks. „Ich halte Dich in meinen Armen. Der Himmel schirme Dich, wenn ich Dich von mir gelassen! Ich gebe Dir Deine Liebe zurück —“

„O, Laura, dann giebst Du unendlich viel!!“ unterbrach sie der König.

„Und unendlich viel —“ fuhr Laura in heiliger Begeisterung fort — „gieb Deinem Volke — gieb der Menschheit!“

„Geliebte!“ bat der König — „wende Dich noch nicht von mir!“

„Es lebe der König! Es lebe das Volk!“ rief das schwärmerische Mädchen. — „Du hast Dein Land verloren — die Tyrannei naht ihm — Auf! Es ist nicht Zeit, an Mädchenherzen zu liegen!“

Die hohe Bedeutung dieser Worte entflammte den König. Er streckte die Rechte zum Himmel und gelobte mit einem heiligen Eidschwure, seine geweihte Sendung zu erfüllen.

„Wir sind Zeugen! riefen Laura und der Marquis und reichten ihm die Hände.

„Ach, und ihn,“ setzte Jene hinzu — „den herrlichen Mann, der Dich rettete, vergiß nicht!“

„Niemals!“ betheuerte Ludwig mit neuer Umarmung.

In der Ecke hörte man den guten, ehrlichen Diener schluchzen; da sich Ludwig zu ihm wandte, warf er sich zu dessen Füßen und küßte ihm die Hand.

„Verzeihen Sie, Sire!“ sprach er endlich, die Stimme wiederfindend. „Ich hab' Sie etwas derb gepackt, als ich Sie in's Freie riß. Aber das ging

nun einmal nicht anders, ich mußte Sie schnell fortschaffen, wie mir der Herr Marquis befohlen hatte. Der Herr Marquis hatte das gut veranstaltet, die Mörder glaubten, ich sei Einer ihrer Leute, und verfolgten mich nicht, während sich der Marquis mit den Schuften herumschlug!"

„Du hast Deine Pflicht gut gethan!" lobte der König lächelnd, „und sollst dafür belohnt werden."

„Ach, und wie will ich Ihre Hand pflegen, lieber Freund!" sagte Laura zum Marquis mit Innigkeit — „die Hand, welche meine böse Nadel irrthümlich verletzte!"

Laroche legte die geritzte Rechte auf die Brust, als wolle er sagen, daß er um Laura's willen gern größere Schmerzen erdulden würde.

Jetzt bemerkte Laura auch den Ring an ihrem Finger; sie betrachtete ihn sinnend und sprach: „Dich will ich zum Andenken behalten, kleiner, blitzender Reif — und täglich will ich ihn, wie jenen Zauberring im Mährchen betrachten und denken, wenn sein Demant noch ungetrübt leuchtet, daß auch des Königs Herz seines hohen Gelübdes noch eingedenk ist!"

Als Ludwig antworten wollte, glaubte er von neuem Lärm zu hören. Der Marquis ging sogleich vor die Thüre, seinen Degen ergreifend. Vom Wohnhause her kamen Menschen, ein Diener trug eine Fackel voran. Laura's Vater war in der Ferne zu erkennen, der die Pistolenschüsse gehört, anfangs aber wenig beachtet hatte. Endlich jedoch, da er Laura nicht auf ihrem Zimmer gefunden, hatte er einige Leute mitgenommen und war nach dem Garten geeilt. Er wußte, daß sie sich oft noch spät im Pavillon aufhalte.

Wegen der nahen Ankunft des Vaters wurde der Abschied verkürzt. Mit blutendem Herzen riß sich der König von Laura los. Der Bediente des Marquis begleitete ihn; dieser blieb zurück und empfing Laura's Vater, der nicht wenig über seine Anwesenheit erstaunt war. —

Noch in derselben Nacht entdeckte Laura ihrem Vater Alles, was ihm bisher verborgen gewesen war, auf das Genaueste, so wie sie von ihrem Freunde vollständigen Aufschluß erhielt. Den Namen Lafonts, des Verräthers, aber verschwieg der Marquis;

eben so wenig hatte er ihn dem Könige genannt, der freilich aus Lafonts eiliger Flucht auf dessen schändliche Treulosigkeit schließen mochte.

Am andern Tage empfing Laroche ein Billet, welches folgende Worte enthielt:

„Mahnung an meine ewige Dankbarkeit. Wenn ich in mein Vaterland zurückkehre, so überbringen Sie mir diese Zeilen.

Ludwig."

— Der König hatte in aller Frühe die Stadt verlassen. Dem Marquis, der endlich an das ihm befreundete Haus durch noch engere Bande gefesselt wurde, war es nicht vergönnt, zur Zeit, da Ludwig wirklich den Thron seiner Väter bestieg, das Billet zu übergeben. Dennoch kam es in die Hände des Königs, wie wir den Lesern in den folgenden Blättern erzählen werden.

2.

Das Billet.

Die Bourbonen waren längst wieder einheimisch in den Gemächern der Touillerien. Der große Kaiser lebte, von den Wellen des Oceans umrauscht, auf einer andern Halbkugel in seinem einsamen Exil. Statt des Schwertes, welches ihm das Schicksal, nicht die eitlen Menschen entrungen, führte er jetzt die Feder, um im Manuscript von St. Helena seinem geliebten Sohne zu sagen: „So war ich. Glaube nicht, was Dir die Menschen vorlügen, glaube mir, Deinem Vater!" — Warum ließ er nicht die Geschichte für sich sprechen? Ach, er wußte, daß diese zögert, ehe sie ihr Urtheil fällt, und daß auch Jünglinge sterblich sind!

Die Revolution war abgethan; nach ihrem hunderttägigem Rückfalle wehte von neuem die lilienweiße Fahne der Legitimität auf der Kuppel von Notre-Dame; man schrieb Denkwürdigkeiten, man hatte

aufgehört, vorwärts zu blicken, der Januskopf der Gegenwart hielt müde seine vordern Augen geschlossen und wurde nicht satt, rückwärts zu schauen mit den Augen der Erinnerung in eine große, ungeheure Vergangenheit. Was hatte nicht Frankreich und die Welt, was hatte nicht jedes einzelne Herz in den letzten fünf Decennien erfahren und empfunden! Die Geschichte hatte einen mächtigen Sprung gethan: es war Zeit, einige Augenblicke zu rasten. Und nun saß der Bruder eines geopferten Königs auf dem Throne und nannte sich einen Vater der Opferer! Die Nachwelt wird seinen Namen nicht vergessen, wenn sie die Männer nennt, welche ihren Freunden zu verzeihen wußten; er verdient einen Ehrenplatz unter den Versöhnlichen.

Der achtzehnte Ludwig befand sich schon im spätern Mannesalter, als er den Sitz wieder einnahm, welcher am 4. September 1792 von der Macht des Nationalconvents umgestürzt worden war. Glücklich konnte er kaum auf demselben sein, aber seine und seiner Vorfahren Ehre schien ihm gerettet, als er die lastende und doch so heiß ersehnte Krone auf

seinem Haupte fühlte. Wäre er im Jahre 1789 König gewesen, die Revolution würde schwerlich zu so riesenhafter Größe angewachsen sein; allein der gutmüthig schwache Ludwig der Sechzehnte schien von der Vorsehung eigens dazu geschaffen, mittelbar der furchtbaren Umwälzung Vorschub zu leisten, deren Früchte, wie überhaupt alles sich Ereignende, wir nicht wegwünschen dürfen. Nur die Thaten Einzelner sind verwerflich oder preiswürdig. Die Begebenheiten sind eine Nothwendigkeit, und je mehr die Geschichte an Umfang zunimmt, desto klarer werden wir auch den innern Zusammenhang der Weltordnung einsehen und erkennen.

Dem Nachfolger des blutig gefallenen Monarchen mochte wohl manchmal der Völkerwille wie eine Offenbarung des Schicksals erscheinen, das ihm die Zügel der Herrschaft gegeben, nachdem es die Revolution entzündet, ein gesalbtes Haupt vom Rumpfe getrennt, einen eminenten Geist zum Bändiger der Anarchie berufen und diesen selbst gebändigt hatte, als seine Sendung erfüllt war. Die kommenden Geschlechter werden sich auch Ludwig den Achtzehnten weniger als

eine Persönlichkeit, als vielmehr, wie den Namen der Restauration vorstellen — wie das Titelblatt eines Buches, in welchem seine Periode geschrieben steht. Ludwig ist interessanter als Privatmannn, der, lange aus seinem Vaterlande verbannt, nun im Thronsessel ausruhend, die Bilder der Vergangenheit an sich vorübergehn läßt. Ein greiser Herrscher ist als solcher nur ehrwürdig, wenn sein Haar unter der Krone gebleicht ist.

Es war an einem zwanzigsten März, als in dem noch jugendfrischem Herzen Ludwig's Erinnerungen aller Art mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit auftauchten. Dieser Tag war für ihn ein Unglückstag, den er immer mit einer gewissen Bangigkeit wiederkehren sah — er mahnte ihn an seine Flucht aus Paris im Jahre 1815, da der verbannte Kaiser sich den Thoren der Stadt nahte, welche ein kleines Detachement alter Murrköpfe in Besitz zu nehmen hinreichte. Damals hatte sich der König, als er in den Wagen stieg, seinem Trübsinne ganz überlassen und die in seiner Lage nöthige Entschlossenheit verloren. Woher hätte auch seine Hoffnung Flügel nehmen sollen? Das über-

müthige Volk rief bei seinem Scheiden: „Es lebe der König!“ und setzte leise hinzu: „von Rom!“ Etwas Niederschlagenderes konnte ihm nicht begegnen. Dazu kam die nicht zu verbergende Aengstlichkeit seiner sogenannten Freunde, die sich anschickten, ihn zu verlassen. Mancher von ihnen hatte schon mit Napoleon unterhandelt, während er dem Könige die falschen Lippen auf die Hände drückte. Die menschliche Schwäche zeigt sich in solchen Zeiten in ihrer ganzen Blöße.

Ludwigs Gedanken hingen auch heute mit trüber Schwermuth an jenen unseligen Ereignissen. Er zählte sich die Namen derer vor, die ihn treulos verlassen hatten, als er ihres Beistandes am meisten bedurfte. Sein Leben schien ihm verfehlt, eine zerrissene Kette ohne höhere Bedeutung. Was er als Jüngling geträumt, war unerfüllt geblieben; als Mann ein Flüchtling ohne Krone, war er unfähig gewesen, dem Beispiele seines Ahnherrn, des großen Heinrich, nachzustreben, und nun, da er endlich, nicht allein dem Namen nach, König von Frankreich war, hatte das Alter, durch die Stürme seines Lebens beschleunigt, die

schönsten Blüthen seines Geistes und seiner Kraft hinweggenommen.

Wehmüthig schweifte Ludwig auf den verschlungenen Pfaden der Vergangenheit umher. Er hatte viel geliebt und war viel betrogen worden. Jener undankbare Lafont kam ihm unter Anderem in's Gedächtniß, der ihn vor vielen Jahren verrathen und geflohen, und von dem er erst nach der zweiten Restauration wieder Kenntniß erhalten. In Lille hatte der Reuige sich mit einigen wenigen Fanatikern einer Heeresabtheilung des Kaisers entgegengestellt, war mit ihnen gefangen genommen worden und hatte sich im Gefängniß selbst den Tod gegeben. Sterbend hatte er seinen frühern Verrath an Ludwig dem Achtzehnten einem königlich gesinnten Officier entdeckt, der es später dem Monarchen hinterbrachte.

Seufzend setzte sich Ludwig jetzt an seinen Schreibtisch und öffnete langsam ein wohlversiegeltes Packetchen. Mit einem schmerzlichen Lächeln entfaltete er ein Blatt und las es mit Aufmerksamkeit. Dann stand er auf und ging, die Hände auf dem Rücken,

mit gesenktem Haupte und in tiefes Nachdenken versunken, im Zimmer auf und ab.

„Es war ein gutes Geschöpf," sprach er endlich leise, „eine reiche Seele, die mich aufrichtig geliebt hat!"

Sein Antlitz glänzte von einer stillen Heiterkeit; er nahm noch einmal die Blätter zur Hand und überflog Einzelnes. Süße Bilder lächelten ihm aus den lieben Schriftzügen entgegen und führten ihn in Tage zurück, die er seine glücklichsten nannte. Er war wieder in Verona, in dem kleinen Gartenhäuschen; umschlungen von weichen Armen, geküßt von heißen Lippen — ach! das Traumbild seiner Liebe legte sich so schmeichelnd an sein Herz, wie ein schlummerndes Kind an die Vaterbrust. Er rechnete dem Frühlinge nach, der ihn so selig gemacht, er träumte von den stillen italischen Nächten, deren schönste Sterne Laura's Augen, deren süßestes Geflüster die Melodie ihrer Sprache, deren erquickendster Hauch ihr Odem gewesen.

„Laura! Laura!" rief er mit einer Stimme, die dem blühenden Manne anzugehören schien, der er vor

zwanzig und einigen Jahren in Verona war. Schon damals zwar hatten die Sorgen ihm einige Falten auf die hohe Stirn gezeichnet, seine Wangen gebleicht, seinen Mund geschlossen, doch ohne irgend eine Spur von Krankhaftigkeit; die ernsten Zeichen des Schmerzes gaben im Gegentheile seiner Gestalt einen eigenthümlich schönen Ausdruck.

Jetzt sah man seiner aufrechten Haltung die Anstrengung, wenigstens nur die Gewohnheit, nicht mehr ein Bedürfniß an. Sein majestätischer Anstand kam nicht von der natürlichen Spannkraft seiner Nerven, sondern von dem Zwange der täglichen Audienzen, bei denen er seine Hinfälligkeit versteckte. Nur seinem Gange, der etwas sehr Mühsames hatte, konnte er nicht gebieten — es war, als sollten seine Füße Zeugniß ablegen von seinem flüchtigen, unstäten Leben. Schmerzhafte Gicht durchzog seine Gebeine. Er gab sich den Anschein innerer Kraft, doch mochte er fühlen, daß er nicht lange mehr zu leben habe, obschon seine wohlwollende und doch gebietende Miene immer dieselbe Ruhe und Würde zu erkennen gab. Es lag in seinem Blicke etwas Kö-

nigliches; man mußte bedauern, daß dieser Mann erst so spät über Frankreich zu herrschen angefangen.

„Laura!“ rief er, und sein klares Auge leuchtete mit feuchtem Schimmer auf, wie er der Jugend eigen ist — bei ihm war es eine fast unmerkliche Thräne, die den Jünglingsglanz nachahmte. Er führte sich die Geliebte immer deutlicher, immer näher vor die Seele; er sah sie, wie in einem Zauberspiegel, und fragte sie: „Wo magst du jetzt sein, du, die vor meinem inneren Blick mit demselben Liebreiz erscheint, wie er dich damals schmückte? Soll es mir ein Zeichen sein, daß du nicht gealtert, daß du in der Blüthe dahingegangen bist? Ach, fast möcht' ich dich dann beneiden! — Oder lebst du noch, eine stille Matrone, die wehmüthig über die Träume ihrer Jugend lächelt? Dein Herz schlug so feurig für die ganze Menschheit, dein ahnender Geist eilte der Zeit voraus in eine glücklichere Zukunft, die noch immer Zukunft ist — ach, deine Liebe war eine Wunde, wie jede große Liebe in unsern Tagen voll Haß und Mißgunst und Mißverständniß! Wie leicht verblutet man daran! — Du fühltest einen

Drang in dir, mehr zu sein, als ein gewöhnliches Weib — eine Königin hättest du geboren werden sollen, und doch warst du so mild und weich; so hingebend innig konntest du dein Herz an das Herz des Geliebten schmiegen — ein Doppelelement war in deiner Seele und, wie die Elemente sich nimmer freundlich umschlingen, so hast auch du gewiß feindseligen Zwiespalt empfinden müssen! In jener Zeit schon war mir oft bang um dich, wenn du mich plötzlich mit seltsamen Blicken fragtest, ob ich mein Vaterland liebe, ob ich Alles zu opfern im Stande sei für mein Vaterland? Ich hab' ihm Opfer gebracht — ich könnte mit ruhigem Gewissen vor dich hintreten und dir Antwort stehn!"

Laura hatte ihm bei der Trennung von ihm, wie sich unsere Leser erinnern, ein heiliges Gelübde abgenommen — dem Glücke seines Volkes sein Herrscheramt zu weihen — und Ludwig war sich bewußt, nach bester Ueberzeugung seinem Angelöbnisse gemäß gehandelt zu haben. Freilich mußte er sich gestehen, daß er oft an der Ausführung seines Willens gescheitert sei. Er hatte sich nicht selten

in der Wahl der Werkzeuge geirrt, und der Irrthum eines Königs ist leider! von größerem Gewicht, als der Fehltritt eines Privatmannes. Kein Wunder, daß sich die Völker nach einem — so zu sagen — idealen Könige, nach einer Grundverfassung sehnen, die keine Launen hat wegen einer unruhigen Nacht, wegen Zahnschmerzen oder verdorbenen Magens. Das wußte Ludwig, es war ein schönes Wort, welches er einst zum Grafen von Artois sprach: „Die Charte ist unser Palladium, mit ihr werden wir immer regieren; verachten wir sie aber, so bleibt uns nichts, als das Exil, übrig! Die Charte ist unsere Bundeslade, und wer gegen sie sündigt, wird gleich jenen Heiligthumsschändern, zu Grunde gehn. Ohne sie bleiben wir Bourbons, mit ihr werden wir Könige von Frankreich!"

Wohlgemerkt, diese Worte waren an den Grafen von Artois gerichtet, den nachherigen Karl den Zehnten, der nicht in den Touillerien verschied.

„— Und mein Laroche!" fuhr der König in seinen Gedanken an längst entschwundene Tage fort.

„Was mag aus ihm geworden sein?“ Ihn hofft' ich mit unauflöslichen Banden an mein Leben geknüpft zu haben, das er rettete. Vielleicht ist er nun auch dahin — der Welt entflohen, die ihm kein Glück gebracht! Die Menschen hatten ihm so viel geraubt, und doch hört' er nicht auf, sie zu lieben — wär' er in Frankreich geblieben, so würden ihn die Unsinnigen bald für einen Verräther erklärt und auf ihre Mordlisten gesetzt haben. Fahr' wohl, treues Herz, ich feire heut' dein Andenken mit ganzer Seele, fahr' wohl, deine Vortrefflichkeit war fleckenlos, nur die geräuschlose Stille deines schönen Wirkens entzieht deinen Namen der Kenntniß der Welt!“

Lange saß Ludwig, den Kopf in die Hand gestützt, vor den aufgeschlagenen Papieren. Eine Uhr schlug und mahnte ihn, daß er sogleich nicht mehr allein sein werde. Sorgfältig legte er die Blätter wieder zusammen und verschloß sie. Er wollte nach der Klingelschnur greifen, als ein Page eintrat und fragte, ob der König ausfahren werde? Dieser verneinte es und entließ den Pagen. Als er den

Herzog de la Châtre, seinen ersten Kammerherrn, kommen sah, ging er ihm entgegen und sagte mit einem spöttischen Lächeln: „Nicht wahr, Herzog, wir machen heute keine Spazierfahrt? Wir erinnern uns einer Tour, an der wir wenig Freude hatten; wir wollen aussetzen, es dürfte uns leicht unbehaglich im Wagen zu Muthe sein!"

Der Herzog wußte vor Verlegenheit nicht, was er antworten solle, er sah auf einen Brief nieder, den er in der Hand hielt.

„Nun, was giebts Neues?" fragte der König in seinem gewöhnlichen Tone. — „Was bedeutet dieser Brief?" Das Siegel ist schwarz — geben Sie!"

Während er das Wappen besah, berichtete der Kammerherr mit seiner ihm eigenen Aengstlichkeit, das ganze Cabinet sei im Aufruhr, man vermuthe eine Conspiration.

„Gegen mich?" fragte Ludwig gleichgiltig und las die Aufschrift: „An Seine allerchristlichste Majestät Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra. Im Namen

Gottes! für den König und nur für diesen allein!"

„Vielleicht also doch?" sprach er und löste langsam das Siegel, indem der Herzog mit gespannter Miene unruhig an den Goldtressen seines Kleides spielte. Ein Blatt fiel aus dem Couvert heraus; die Züge seiner eignen Handschrift erkennend, gab der König dem dienstfertigen Kammerherrn einen abwehrenden Wink und hob es selbst auf. Wie erstaunte er, als er das Papier erkannte! Ein Nachhall der Erinnerungen dieses Morgens, klangen ihm die wenigen Worte entgegen, die er einst in Verona, kurz vor seiner Flucht aus dieser Stadt, niedergeschrieben. Er legte den Brief einstweilen ungelesen bei Seite und blickte lange auf das Papier. Ihm war es, als ob ein aus dem Grabe wiederkehrender Schatten ihn an die Abtragung einer alten Schuld erinnerte; ein Vorwurf blickte aus dem Billet:

„Mahnung an meine ewige Dankbarkeit. Wenn ich in mein Vaterland zurückkehre, so überbringen Sie mir diese Zeilen.

Ludwig."

„Ha!“ rief er aus. „Es war mehr, als ein bloser Zufall, daß ich so lebhaft an euch denken mußte, ihr fernen Gestalten meiner Vergangenheit! Vielleicht werd' ich euch bald lebendig vor mir sehen — o still, still, mein Herz, du bist alt geworden, klopfe nicht so ungestüm!“

Jetzt nahm er schnell den Brief wieder und durchflog ihn eilig.

„Mein Gott!“ flüsterte er, da er zu Ende war, „sollte der Brave in Noth sein und meiner bedürfen? — Ich danke dir, Himmel, daß die Stunde gekommen ist, wo ich vergelten kann!“

„Darf ich mich unterstehen zu fragen, Sire, welches Ereigniß Sie so außerordentlich bewegt?“ begann la Châtre, indem er sich theilnehmend näherte.

„Man will mich sprechen!“ entgegnete der König. „Jetzt, jetzt gleich, die Angelegenheit leidet keinen Aufschub!“

„Aber setzen sich Ew. Majestät keiner Gefahr aus? O zögern Sie noch, Sire, vielleicht ist es eine Schlinge!“ bat der besorgte Kammerherr.

Lächelnd legte Ludwig die Hand auf la Châtre's

Schulter und sprach: „Eine Schlinge wohl! aber keine gefährliche; vielmehr ist mein Herz daran geknüpft. Laß gut sein, Freund, die Person will nicht genannt sein, aber sie führt einen ehrenwerthen Namen, ist kein Abenteurer, sondern ein braver Franzose. Laß mir noch mein Geheimniß, Herzog, bis ich ihn gesprochen habe!"

„Wie kann ich Ihnen behilflich sein, Sire?" entgegnete la Châtre bereitwillig, dem König die Hand küssend. „Wo find' ich den Herrn, der das Antlitz meines Königs zu sehen wünscht?"

„Gut!" antwortete der König. „Geh du selbst, leiste mir den Freundschaftsdienst. Ich will, daß es ohne Aufsehn geschehe."

„Verlassen Sie sich darauf, Sire!"

„Du findest den Herrn in der Porticus des Pavillon de l'Horloge —"

„Und wie erkenn' ich ihn?"

„An einem rothen Taschentuche. — Führ' ihn eiligst zu mir. Sag' ihm, wer du sei'st, damit er sieht, wie willkommen er mir ist, indem ich ihn durch dich einladen lasse!"

Mit einem freudigen Dankesworte entfernte sich der Herzog. Zitternd vor Erwartung blieb der König allein zurück. Nach einer kleinen Weile schellte er dem diensthabenden Pagen und erkundigte sich, ob Jemand im Vorzimmer sei. Die Antwort war verneinend. Da der König in dieser Stunde gewöhnlich auszufahren pflegte, so konnte er ziemlich sicher sein, es werde sich keiner seiner Höflinge melden lassen. Zum Ueberfluß trug er dem Pagen auf, jeden Besuchenden, außer dem Herzog de la Châtre und wer mit diesem etwa komme, zurückzuweisen, da er die nächste Stunde ungestört zu sein wünsche; dieß solle er zugleich dem wachthabenden Officier anzeigen.

Nachdem sich der Knabe entfernt hatte, betrachtete der König noch einmal aufmerksam die Schriftzüge des sonderbaren Briefes; die Hast, mit der er geschrieben schien, fiel ihm auf, er bewunderte den freien Schwung dieser Feder.

„Die Jahre haben seine Hand nicht kraftlos gemacht" — sprach er leise — „er schreibt, wie ein Jüngling, dem das Blut noch heiß in den Adern rollt!"

Den Brief zu sich steckend, sah er schweigend und bedenklich vor sich hin.

„Wie ist mir?“ fuhr er endlich fort, die Hand auf die gefaltete Stirn legend. „Ich sollte diesem Augenblicke muthiger entgegensehn. Zu der Hoffnung, einen lang entbehrten Freund wieder zu begrüßen, mischt sich ein fremdartiges, ängstliches Gefühl. Was kann mir noch begegnen, das mein Herz Unglück nennen möchte? Nur wahrsagen kann es noch so etwas, nicht mehr selbst davon betroffen werden — diese traurige Gunst hab' ich dem Leben abgetrotzt! Sollte meine Ruhe heute zu Schanden werden? — — O, wenn er doch nicht so lange zögerte! Der Herzog könnte schon mit ihm zurück sein!“

Seine Ungeduld verzehnfachte jede Minute. Als er la Châtre kommen hörte, zog er sich in ein Nebenzimmer zurück. Der Herzog trat ein. Der König vermuthete einen Irrthum, da er nicht den erwarteten Marquis Laroche, sondern einen jungen Mann von höchstens fünf und zwanzig Jahren erblickte. Durch das darauf folgende Gespräch, das er ungesehen mit anhörte, überzeugte er sich von der Richtig-

keit der Person, welche Brief und Blatt übersendet hatte.

„Der König ist abwesend?" begann der Fremde mit tonloser Stimme und sah sich mit flüchtigen Blicken im Zimmer um. Seine tiefliegenden, gleichsam verkohlten Augen blieben an einem Porträt des Königs hangen. Mit schlaff herabhängenden Armen und gebrochener Haltung stand er betrachtend vor demselben, ohne auf la Châtre's geläufige Zunge zu achten.

„So mag er vor zwanzig Jahren etwa ausgesehn haben!" sagt' er. „Ein Antlitz, zu dem man leicht Vertrauen fassen kann! Ich werde mich nicht getäuscht haben."

„Gewiß nicht, mein Herr!" entgegnet der Höfling. „Seine Majestät wird Ihren Wünschen gern willfährig sein, wenn sie gerecht sind. Sollten Sie vielleicht —"

„Sobald als möglich wünsch' ich den König zu sprechen!" unterbrach Jener den Neugierigen ungeduldig.

Ludwig ließ nicht länger auf sich warten. Der

Jüngling schlug die Augen groß auf, dann wieder nieder und verbeugte sich mit demüthigem Anstande.

„Der König, die Arme in einander schlagend, maß ihn lange mit erstaunten Blicken. Keiner der Anwesenden sprach ein Wort. Dann sagte Ludwig mild: „Sie wünschen, mit mir allein zu sein?"

„Ich bitte um die Gnade!" war die hingehauchte Antwort.

Der Herzog verstand den Wink des Königs und verließ das Zimmer. Dieser schien noch immer mit seiner Verwunderung über den sonderbaren Gast nicht fertig zu sein. Er hörte nicht auf, ihn vom Kopf bis zum Fuß zu betrachten.

Der Jüngling war eine schlanke, feine Gestalt, sein Gesicht todtenbleich. Mehr, als Kummer — Angst und Verwirrung hatten ihre furchtbaren Spuren darauf gezeichnet, und in den Mundwinkeln lauerte ein verzweifelnder Hohn. Selbst die Kleidung, obgleich von der höchsten Eleganz, stimmte durch ihre Nachlässigkeit zur Unruhe des seltsamen Menschen. Als er aufsah, glaubte sich der König, wie von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen und überrascht.

„Wie kommen Sie zu diesem Blatte und dem Briefe?“ fragt' er lebhaft. „Die Unterschrift —“

„Ist die meinige, Sire!“

„Wie? Sie wären —?“

„Der Erbe Dessen, der einst in Verona das Glück hatte, den Dank Ew. Majestät zu verdienen!“

„Der Marquis Laroche —“

„War mein Vater, Sire!“

„Todt also? Todt?“

„Ja, Sire!“

„— — Und ich durft' ihn nicht wieder sehen? Warum kam er nicht zu mir — er hätte in mir einen Freund wiedergefunden!“

„Er starb, da Sie den Thron bestiegen, Sire! Sein Herz war wieder froh geworden, da er die Krone auf Ihrem Haupte wußte. So schied er beruhigt. Kurz vor seinem Ende gab er mir das Billet. Sein Auge war feucht, als er zu mir sprach: „Schätze dieß höher, als das glänzendste Glück, mein Sohn! — Da schwur ich, das Kleinod niemals von mir zu lassen!“ —

„Und doch —?“

„Ich mußte!“ sprach der junge Mann mit höchst schmerzlichem Ausdruck, das rothe Taschentuch vor die Augen haltend. „Ich kannte kein anderes Mittel, schleunig den König zu sprechen!“

„Bin ich meinem Volke je unzugänglich gewesen?“ sagte Ludwig, und, indem er das Blatt zurückgab, setzte er hinzu: „Hier! behalten Sie dieß Andenken! Der Sohn des Mannes, den ich meinen Freund nannte, soll nicht hinter dem Vater zurückstehn. — Was kann ich für Sie thun?“

In Thränen ausbrechend, warf jener sich jetzt dem Könige zu Füßen.

„Stehn Sie auf, Unglücklicher! Was haben Sie zu bekennen?“ sprach dieser und beugte sich zu ihm nieder, aber in demselben Momente von den Augen des Jünglings getroffen, trat er schnell einen Schritt zurück. Er unterdrückte eine Frage, die ihm auf den Lippen schwebte und deren Antwort er doch im voraus kannte. Diese Aehnlichkeit konnte nicht zufällig — Laura, die ehemalige Freundin des Marquis Laroche, mußte die Mutter des jungen Mannes sein, der jetzt auf den Knieen, ein Jammerbild, vor

dem König lag. Ludwig ahnte, daß er etwas Entsetzliches hören werde. Nochmals gebot er dem Knieenden, von innerer Bewegung Erschöpften, aufzustehen. Dann, die Frage, ob Laura seine Mutter sei? umgehend, begann er: „Ihr Vater hatte eine Italienerin zur Gattin? Lebt sie noch?"

„Sie ward mir entrissen, da ich noch ein Knabe war. — Dank dem Himmel, daß meine Aeltern frühzeitig starben!"

Der König hatte sich abgewendet; jetzt war ihm Gewißheit geworden, Laura sei nicht mehr unter den Lebenden. Mit einem betenden Blicke zum Himmel beging er ihre Todtenfeier.

Jener hatte indessen eine Brieftasche hervorgezogen, und als der König sich wieder zu ihm kehrte, gab er ihm dieselbe mit den Worten: „Dieß ist meiner Mutter Vermächtniß für Sie — ich leg' es in Ihre Hände, Sire! Mein Vater mochte seine Gründe haben, weshalb er es nicht that; wahrscheinlich wollte er die schlummernde Vergangenheit nicht aufwecken. — Ich fand diese Brieftasche bei seinen Papieren, auf einem kleinen Zettel hatte er

bemerkt, daß er mir es freistelle, ob ich die Blätter dem König ausliefern wolle oder nicht. Ich wähle das Erstere, weil ich einer solchen Fürbitte dringend bedarf!"

„Sind Sie verheirathet?" fragte der König schnell, während er die Brieftasche zu sich nahm.

Der Fremde fing an zu zittern, seine Lippen bebten, als er sprechen wollte; er hielt sich an der Lehne des Sessels fest, um die aufrechte Stellung zu behaupten. Den Kopf auf die Hände sinken lassend, stammelte er dann halblaut: „Ich war es!" Nach einer Pause hob er den Kopf wieder und starrte mit weit offenen Augen vor sich hin, als habe er eine Vision.

„Meine Gattin — mein Bruder — Oh!" — Diese abgesetzten Laute stöhnte er aus der zerrissenen Brust. Seine Augen schlossen sich, er streckte die rechte Hand aus und schien etwas von sich abzuwehren. Vom Könige mit lauter Stimme angeredet, kam er zu sich selbst zurück. Er warf sich von neuem zu dessen Füßen nnd sprach zu ihm mit angstvollem, beschwörendem Tone: „O mein

König, retten, retten Sie die Ehre meiner Familie! Opfern Sie mich dem Tode, lassen Sie mich langsam in einem einsamen Gefängnisse sterben; aber verbergen Sie meine Schande der Menschheit! Sie würde mir fluchen! Gott wird nicht so streng mit mir in's Gericht gehn."

„Himmel!" rief der König. „Welch ein furchtbares Verbrechen lastet auf Ihrer Seele?"

„— Brudermord!" ächzte der Gefragte, wie ein unter dem Beile des Henkers Sterbender.

Der König entfärbte sich. Sein erster Gedanke mochte Laura sein. Ihr Sohn trug das blutige Zeichen Kains auf der Stirn. Was hatte die Arme bei'm Schicksal, was hatte der edle Laroche verschuldet, daß ihr Sohn zum Brudermörder verdammt war? In solchen gräßlichen Räthseln spricht das Verhängniß! Aus dieser Ehe, hätte man glauben sollen, würde ein an hohen Tugenden reiches Geschlecht hervorgehn, doch ein dunkler Geist spottete des arglosen Glaubens der Menschen und rief sein Wehe! an der Wiege des neugeborenen Kindes. Glücklich, daß ein gütiges Geschick den Aeltern die

grauenvolle Zukunft verbarg und ihre Seelen zeitig genug von der Erdenhülle löste!

Die Summe von dergleichen Betrachtungen drängte sich dem königlichen Greis auf, da das entsetzliche Bekenntniß den bleichen Lippen des Unglücklichen entflohen war.

„Wohl!“ rief dieser aufspringend, das Haupt freier erhebend — „wohl, ich bin ein Kain gewesen, der seinen Bruder an dessen Opfer erschlug! Aber nicht kleinlicher Neid, Eigennutz, elende Leidenschaft haben mich dazu getrieben, und sein Opfer war nicht dem Himmel, sondern dem Teufel seiner Lust geweiht! Da lechzt' ich nach Blut — da schien mir eine höhre Stimme zuzurufen: „Opfere auch ihn!“ Ach, wie begierig verstand meine Rache diesen Wink, und so, mein König — so ist's geschehn!“ —

Er schöpfte erleichtert Odem, seine Brust dehnte sich, alle seine Nerven waren angespannt und sein Auge sprühte Blitze, während eine brennende Röthe über sein Gesicht flog. Sein ganzes Wesen war erhöht, von edlem Stolze und feuriger Begeiste-

rung erhoben. Das war kein gemeiner Mörder — gleich einem Rachengel, welcher Rechenschaft giebt von einem eben vollbrachten Werke, stand er dem Monarchen gegenüber. Er schien ein glühendes Schwert in seiner ausgestreckten Rechten zu halten. Nach und nach sank er wieder in sich zusammen, nur sein Mund zuckte noch verächtlich, als ob er die Gemeinheit der Menschen verhöhne.

Ludwig ließ ihm Zeit, sich zu sammeln und setzte sich mit gestütztem Haupte in einen Lehnsessel, selbst der Sammlung bedürfend. So viel war ihm gewiß, daß er es hier mit einem Menschen zu thun habe, dessen That, wie sie auch geschehen, nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden könne. Darin lag ein gewisser Trost; denn den Sohn Laura's und seines Lebensretters zu richten, war ein schweres Amt, für welches nur das Römerherz eines Brutus stark genug gewesen wäre, der über seine geliebten Söhne das Todesurtheil aussprach. Ludwig war von der Natur weicher geschaffen und lebte in einer Zeit, wo dergleichen Selbstverleugnungen zwar bewundert, aber verworfen werden. Der milde Geist des Chri-

stenthums verschmäht solche Opfer. Und doch — was sollte der König thun, wenn die Versammlung seiner Richter in die Bücher der Gesetze sah und ihr Schuldig! über den Verbrecher aussprach? Machte er auch von seinem Begnadigungsrechte Gebrauch, so war nichts destoweniger der zum Tode Verurtheilte, ja schon der in peinlicher Untersuchung Gewesene, und mit ihm seine ganze Familie, gebrandmarkt. Wo fand sich ein Ausweg, dieß zu umgehen? Schon sah Ludwig dem düstern Augenblicke entgegen, wo ihm die Behörde von dem Mord Anzeige machen werde. Dann war Alles verloren!

Dieß bedenkend, preßte er schwer seufzend die Hand auf das Herz. Mit mitleidigen Blicken sah er auf den mit gefalteten Händen zum Boden Starrenden und betrachtete ihn lange, wie einen dem Untergange Geweihten. Ein Mörder ist den finstern Mächten verfallen, wenn auch seine That Entschuldigung verdient — vergossenes Menschenblut schreit nach Rache! Um wie viel mehr Bruderblut!

Der junge Laroche mochte, den scheuen Blick auf den König richtend, etwas von dergleichen Gedanken

auf dem Antlitz desselben lesen. Er neigte, wie bejahend, sein Haupt, doch der Ausdruck der Verzweiflung hatte seine Mienen verlassen. Eine gewisse Art von Frieden schien in sein Herz eingekehrt, seitdem er sein eigener Ankläger geworden. Nach ungeheuren Schmerzen thut der geringere sogar wohl.

In diesem Falle befand sich jetzt der Unglückliche. Die dem Könige gemachte Entdeckung seiner That hatte ihn wunderbar erleichtert; erst nun war er fähig, die nähern Umstände in zusammenhängender Darstellung zu berichten, die jener, wenn auch mit widerstrebendem Schauder, verlangte.

Um den Leser jedoch nicht durch fortgesetztes Wechselgespräch zu ermüden, übernehmen wir selbst die Rolle des Erzählenden, indem wir zugleich die Ergebnisse der in Laura's Tagebuche hinterlassenen Bemerkungen zur Vervollständigung dieser Skizze benutzen.

Der Marquis Laroche hatte sich ungefähr ein halbes Jahr nach der plötzlichen Flucht des Königs aus Verona mit seiner geliebten Laura vermählt

Damit war denn nun auch das Gerücht von einem Liebeseinverständnisse derselben mit dem Kronprätendenten von Frankreich, das sich mehr und mehr verbreitet hatte, zum Schweigen gebracht worden. Man schloß auf eine Personenverwechselung, da der wahre Name des vermeintlichen Herrn von Belliard, vielleicht nicht ohne eigne Veranlassung des Marquis, bekannt geworden war, und überredete sich, daß dieser Herr von Belliard und der Marquis Laroche von jeher eine und dieselbe Person gewesen seien, ohne daß ein pseudonymer Laroche existirt habe!

So verschwand jeder Hauch auf dem reinen Spiegel von Laura's Ehre, und nichts blieb übrig, als der Neid der jungen, schönen Veroneserinnen, die ihr den Besitz des Marquis gern mißgönnt hätten, wenn Laura's Liebenswürdigkeit wegzuleugnen gewesen wäre.

Der Marquis hatte in ihrer Liebe zu dem Könige keinen Anstoß für seine Brautwerbung gefunden, er vertraute ganz dem edlen Herzen der Geliebten — er war zufrieden mit dem reinen Gefühle, welches sie ihm ohne Zweifel zollte, ja er sah darin sogar die Ba-

sis zu einer glückseligeren Ehe, als die Flamme der schnell sich verzehrenden Leidenschaft in der Regel zu gewähren vermag. Eine erhöhte Freundschaft dünkte ihm für solch' einen Bund am günstigsten, in welchem sich so oft, wenn der flüchtige Liebesrausch entflohen ist, die bitterste Enttäuschung einstellt.

Dieß hatte er nicht zu befürchten. Mit mild bewegtem Herzen schloß er sie als seine Gattin in die Arme, und sie reichte dem Manne gern ihre Hand, von dem sie wußte, er wolle allein ihr Lebensglück, wenn sie auch nicht sagen konnte, ob in ihr die Liebe flüsterte: „Wie dankbar mußt du ihm sein!" oder die Dankbarkeit: „Du mußt ihn lieben!"

Der Marquis hatte niemals Ursache, seine Vereinigung zu bereuen. Er fühlte sich ganz glücklich in Laura's Besitz, denn diese wußte ihm mit zartfühlender Vorsicht jedes Zeichen — so weit dieß in ihren Kräften stand — zu verbergen, welches auf den fortdauernden Sturm ihres Innern hätte schließen lassen. Nur ihre in Folge desselben wankende Gesundheit machte ihm Kummer, ohne daß er den eigentlichen Grund

der Veränderung entdeckte Nach ihrem Tode erst erhielt er durch ihre Tageblätter Aufschluß.

Laura hatte von der Natur einen Geist empfangen, der sich an die stille Wirksamkeit einer Hausfrau, welche volle Befriedigung in ihrem kleinen Kreise findet, nicht anketten ließ. Ihre Blicke schweiften über die weite Welt, das Wohl und Wehe der Menschheit berührte ihr großes — für ein Weib allzu großes — und doch nicht hinlänglich gestähltes Herz. Ein dunkles Sehnsuchtsgefühl zehrte an ihrem innersten Leben, und die Bestimmung desselben stand in Hieroglyphenschrift vor ihrem geistigen Auge, deren Enträthselung sie immer suchte, vermied und wieder suchte, zu finden hoffte, fürchtete und nicht finden konnte. Das Verhängniß selbst schien gleichsam bei ihrer Geburt unentschlossen gewesen zu sein und ihr keinen Fingerzeig auf die Bahnen mitgegeben zu haben, die sie durchpilgern sollte. So mußte der mächtige Drang in ihrer Brust sich zu unnennbarer Angst verwirren. In Frankreich, mitten in der Revolution, hätte sie vielleicht durch irgend eine fanatische That sich ihr Schicksal

schnell bereitet — in ihrem Vaterlande siechte sie langsam hin, und durch ihre Verheirathung stellten sich ihr ganz andere Pflichten gebieterisch entgegen.

Sie liebte und achtete ihren Gemahl herzlich; sie erkannte alle sein Vorzüge, sie dankte ihm täglich im Stillen für seine Zärtlichkeit; sie sah in der Blässe seines Gesichts, in der geheimen Trauer seines Auges den Schmerz um den bedenklichen Zustand ihrer Gesundheit — aber ach! ihre Genesung hätte eher eines betäubenden Opiums, als eines milden Balsams bedurft!

Vielleicht wäre der ruheloſe Dämon in ihrer Brust niemals so gewaltsam aufgeschreckt worden, wenn sie nicht der Zufall — darf man so sagen — an ein Königsherz geführt hätte. Dann hätte sie vielleicht nur für die großen Gestalten der Vorzeit und für ihre idealen Bilder einer schönen, fernen Zukunft geschwärmt. Doch der vertraute Umgang mit Ludwig hinterließ seine nachdauernde, gefährliche Wirkung. Hier war ihr ein Gegenstand gegeben, der klar und anschaulich zu den Nebelbildern ihrer Seele hinzutrat. Ihr Geist klammerte sich an diese

Gestalt, von deren Armen sie so oft umschlungen worden war — in Ludwig sah sie den Mann, der das Gewirr ihrer Hoffnungen und Wünsche mit scharfen Umrissen bezeichnen sollte. Im Traum erschien er ihr mit der Krone auf dem Haupte, die Nationen der Welt lagen huldigend zu seinen Füßen — über ihm der beflügelte Genius der Freiheit mit dem Palmenzweige. Und der Genius lächelte ihr, als ob er sagen wollte: „Auch du hast deinen Antheil an dem Triumphe, du warst seine Freundin!"

Sie liebte in Ludwig den zum Glück der Menschheit berufenen Herrscher und glaubte, ihn nur als solchen zu lieben. Doch sie täuschte sich! Der Name ihres eigenen Gemahls erinnerte sie nur allzuoft an die seligen Nächte im stillen Garten ihres Vaters, den der Himmel nun auch zu sich genommen. Sie täuschte sich, weil diese Liebe in dem allgemeinen Strome ihrer Gefühle zerfloß. Wenn aber nicht die einzelne Woge, so erschütterte die ganze Fluth desto mächtiger den schwankenden Bau ihres Lebens.

Anfangs hatte sie einige Male an Ludwig ge-

schrieben und keine Antwort erhalten; später ergab sich, daß die Briefe nicht in seine Hände gelangt waren. Man hatte wahrscheinlich gefürchtet, durch eine solche Sprache von einer Dame den armen König zu sehr aufzuregen.

Mit jedem Monate, mit jedem Jahre ward Laura hoffnungsloser; Bonaparte's furchtbare Größe, die sie mit Bewunderung und Entsetzen zugleich erfüllte, erhob immer höher ihr stolzes Haupt; Ludwig verzehrte sich thatenlos am gastfreien Heerde Britannia's — Laura's Seele war entmuthigt, entkräftigt im rastlosen Ringen — die Vergangenheit erschien ihr, wie ein leerer Traum, und jetzt bemühte sie sich vergebens und zu spät, ihr Glück als Gattin, als Mutter zu finden.

Mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit beobachtete und leitete sie die Kinder, die sie ihrem Gemahl geboren hatte. Es entging ihr nicht, welche Keime in den beiden schönen Knaben lägen. Sie schienen ihr Naturen, die in der Regel im Leben nicht glücklich zu sein pflegen, und oft bekamen die Aeltern Gelegenheit, über die Entwickelung ihres

Bruno und Ludwig sehr ernstliche Betrachtungen anzustellen.

Jener — der ältere — ein träumerischer, unzufriedener Charakter, hatte schon in den frühesten Jahren jenen Zug in dem blassen Gesichte, der für den Vorboten innerer Beängstigung gelten konnte. Sein schweres, bängliches Athemholen prophezeihte kein langes Leben. Man glaubte darin anfangs einen Fehler seiner körperlichen Beschaffenheit zu finden, überzeugte sich aber später, daß er, zwar nicht stark, aber vollkommen gesund sei. Eine unglückliche Mischung der Temperamente in ihm bestimmte ihn gleichsam im voraus zum Leiden, und der Ausdruck seiner Mienen entsprach dieser Prädestination. Er glich dem stillen Mondlichte, das auf den Blumen und Gräsern eines vulkanisch erhitzten Bodens schlummert.

Je weiter er in das Knabenalter vorschritt, desto schärfer trat seine Eigenthümlichkeit hervor. Oft, wenn ihm etwas Verletzendes begegnet war, setzte er sich in einen Winkel und weinte still und leise — kein auflodernde Wort ging von seinen Lippen, seine

Thränen flossen, ohne irgend eine Aeußerung leidenschaftlichen Unwillens, und so hätte man glauben sollen, er suche nur Erleichterung in einer sanften Wehmuth. Aber dem war nicht so: diese Lippen, welche lautlos geschwiegen, hatte er im Gefühle seiner Kränkung oder seines Zorns zerbissen, daß sein Mund von Blut schäumte, und die Hände lagen, krampfhaft geballt, unter dem niedergesunkenen Haupte.

Solche und ähnliche Beispiele bekümmerten seine Aeltern bei verschiedenen Gelegenheiten.

Ludwig war in vieler Beziehung das Gegentheil von seinem Bruder. Offen, aber leichtsinnig, weichherzig, aber auch nicht stark genug gegen gefährliche Einflüsse, ehrgeizig und für das Gute und Schöne leicht zu begeistern, aber auch zugleich sinnlich entzündbar, übereilt in seinen Handlungen und eben so schnell fertig zu selbstquälerischer Reue — nirgends die rechte Mitte findend: so tummelte er sich auf der schwanken Bahn seines jungen Lebens.

Das Verhältniß der beiden Knaben war ein liebevolles, wenn auch durch kleine, bald ausgeglichene Zwistigkeiten bisweilen unterbrochenes. Ihre ausführliche Ju-

gendgeschichte gehört nicht hierher; genug, wenn theils ihr Charakter aus dem Seelenzustande ihrer Aeltern, vorzüglich Laura's, und dem Genius der Ehe, aus welcher sie entsprossen, erklärbar, theils durch jene Charaktere insbesondere das Schicksal der beiden Brüder motivirt erscheint.

Laura starb, von ihrem Gatten und den Söhnen mit den schmerzlichsten Thränen beweint.

Der Marquis, dessen sich schon seit mehreren Jahren eine tiefe Melancholie bemächtigt hatte, entzog sich der Welt von nun an gänzlich. In seinen Memoiren hinterließ er seine Gedanken über die ereignißvolle Zeit seines Lebens. Indem er seinen zu Jünglingen heranwachsenden Kindern einzelne Abschnitte daraus vorlas, mündliche Erläuterungen und Bemerkungen daran knüpfend, verband er damit zugleich das Geschäft der Erziehung.

Im Anfange der Restauration folgte er seiner geliebten Laura in das Grab, nachdem er, wie erwähnt, das königliche Billet seinem Bruno übergeben hatte. Ludwig empfing jenen Ring zum Andenken, welchen seine Mutter als ein Erinnerungszeichen an die ver-

hängnißvollen Augenblicke ihrer Trennung vom Könige am Finger getragen und erst sterbend von sich gelassen hatte.

Nach dem Tode ihrer Aeltern zogen die Brüder aus ihrem Halbvaterlande nach Frankreich, erst im südlichen auf einem höchst romantisch gelegenen Gute ihren gemeinschaftlichen Aufenthalt nehmend, später sich nach der Hauptstadt begebend.

Bruno kaufte sich einen Landsitz in der Nähe von Paris und brachte daselbst regelmäßig einige Sommermonate zu; den größten Theil des Jahres lebte er in der Stadt. Ludwig genügte seinem Gelüst nach einer größern Reise und bewarb sich nach seiner Rückkehr um Militärdienste, während sein Bruder unabhängig zu bleiben vorzog und sich in das Studium der Geschichte und der Literatur versenkte. Unter einem falschen Namen trat er als dramatischer Dichter auf, sich der neuen Richtung anschließend, welche damals begonnen hatte.

Bisher war den Brüdern, wie viel ihnen auch mißlungen und fehlgegangen war, noch nichts entschieden Unglückliches begegnet, — die Liebe sollte es

ihnen bereiten; sie sollte sich ihnen in eine finstere Eumenide verwandeln, vor welcher sie erst im Tode Ruhe finden konnten. — —

Eines Abends geht Bruno in einem entfernten Theile des Gartens der Touillerien auf und ab, seinen Gedanken überlassen. Die Luft weht kühl und erquicklich. Er tritt an einen Springbrunnen und schaut seinem silbernen Spiegel zu. So steht er lange, den Kopf gesenkt, mit verschränkten Armen. Ein Strahl der scheidenden Sonne, welcher jetzt auf den Punkt fällt, welchen er in's Auge gefaßt hat, blendet ihn — er wendet sich ab und schreitet langsam nach einer andern Seite, die tiefen Baumschatten und eine Steinbank suchend, auf welcher er einige Minuten ruhen könne.

Er gelangt zur nächsten und findet sie schon besetzt. Zwei weibliche Gestalten haben dicht neben einander Platz genommen. Die Eine, allem Anscheine nach jugendliche, hat ihm den Rücken zugekehrt und scheint aufmerksam ihrer Nachbarin zuzuhören, welche, mit dürren Händen gestikulirend, in sie eifrig hineinspricht.

Bruno macht, leise athmend, Halt. Die sprechende Person erhebt ein wenig das Haupt, und er sieht in ein steinaltes, faltenreiches, vertrocknetes Gesicht mit großen, eingesunkenen, noch immer lebhaften Augen. Indem er einen Schritt zurücktritt, um hinter einem Baume ungestört, unbeobachtet zu beobachten, stehen die beiden Frauen auf. Die Alte stützt sich auf einen Krückenstock und bewegt sich langsam und mit Mühe. Sie nehmen die Richtung nach ihm zu. Als sie nahe kommen, geht er, wie zufällig, um sich nicht dem Verdachte eines Lauschers auszusetzen, an ihnen vorüber. Die junge Dame erblickt ihn und ist überrascht, betroffen — sie hält einen Augenblick an, er glaubt sie erröthen zu sehen. Dann läßt sie den Schleier über ihr Antlitz fallen und bietet der Alten ihren Arm, die sich neugierig, mit argwöhnischer Miene nach dem jungen Manne lange und wiederholt umschaut.

Dieser ist wie festgebannt an einem Orte, wo ihn ein Anblick bezaubert hat, von dem er sich noch kaum zu erholen weiß. Ihm ist, als ob ihm eine Fee erschienen sei, die sein Herz, er fühlt es, mit un-

widerstehlicher Macht an sich ziehen werde. Seine Blicke folgen begierig der schlanken, hohen Gestalt, — ferner und ferner schwebt sie, bis sie am Ausgange der Allee verschwindet. Bruno steht noch immer gefesselt, er hat nicht Kraft genug, ihr zu folgen, das süßeste Entzücken und bange Ahnung treiben ihn vorwärts und halten ihn zurück — er muß sich Gewalt anthun, um seiner wieder mächtig zu werden, und wankt, einem Trunkenen gleich, nach der Bank, wo sie gesessen. Er gleitet am Sitze nieder und kühlt die heißen Schläfe auf dem kalten Steine.

Lange liegt er, halb wachend, halb träumend, mit dem Bilde der Verschwundenen beschäftigt; die Sonne ist längst unter, er bemerkt kaum die tiefe Dunkelheit, die ihn umgiebt. Endlich schleicht er still davon und nimmt sich vor, morgen wieder an derselben Stelle der holdseligen Erscheinung zu harren.

Noch vor der Dämmerung stellt er sich den Tag darauf ein. Mit vollen Zügen die Luft einathmend, schüttelt und dehnt er sich, wie ein Blüthenbaum nach der drückenden Tagesschwüle, da er das belästigende Gewühl der Menschen, die sich im vor-

dern Theile des Parkes durch einander treiben, hinter sich hat. Spähend, erwartungsvoll, klopfenden Herzens eilt er nach dem Springquell, nach dem Steinsitze; er sieht, er hört Niemanden. Das geschwätzige Wasser, die flüsternden Bäume scheinen ihn zu verhöhnen — oder zu trösten, tröstet er sich selbst einen Augenblick nachher: „Sie wird kommen, sie wird mir wieder erscheinen, und vielleicht werd' ich zu ihr sprechen dürfen!"

„Aber," fährt er in seinen Gedanken fort, „wer mag die Alte sein? Weiß ich doch nicht, wie mir wurde, als ich ihr in das uralte Gesicht sah! Wie mag sie zu dem Engel kommen, der sie begleitete, und über den sie eine gewisse Herrschaft, ein geheimnißvolles Uebergewicht auszuüben schien; Ein seltsames, mährchenhaftes Paar! Ach, wenn mein süßer, unaussprechlich süßer Traum in ein Mährchen zerrönne!"

Bei diesen Worten blickte er wieder aufwärts. Ein Schauer der Wonne durchwehte seine Brust, er sah die beiden Gestalten die Allee herauf auf sich zu

kommen. Er zwang sich, ihnen entgegenzugehen. Als er nah genug war, daß sie ihn bemerken konnten, blieb die junge Dame plötzlich einige Augenblicke stehen, wie am gestrigen Abend, faßte sich dann, so dünkte ihm, flüsterte ihrer Begleiterin etwas zu und setzte ihre Schritte eher schneller, als langsamer, weiter fort. Ehrerbietig, doch mit vielsagendem Blick begrüßte er sie. Sie dankte mit anmuthiger, fast zaghafter Verbeugung, die Wimpern senkend — aber ein einziger Blick aus ihrem schönen Auge war hinreichend gewesen, das Herz des Jünglings für immer jeder Wahl zu überheben. Seine Lippen öffneten sich, um zu reden — da ging sie vorüber, ehe er den Muth gewinnen konnte, sie anzusprechen, und die Alte wendete wieder das zitternde Haupt nach ihm um und schaute ihn groß an und bannte ihn mit ihren geisterhaften Blicken. Am Arme des Mädchens schwankte sie nach dem Ruheplatze und setzte sich nieder. Jenes bückte sich nach einer Blume am nahen Bosket und schritt vor der Alten auf und nieder, welche mit ihrem Krückenstabe Zeichen in den Sand schrieb.

„Wenn ich einmal entschlossen bin, mich ihr zu nähern, warum zögre ich noch?“ sprach Bruno für sich.

Vielleicht war ihm der Muth wieder gekommen, da ihm die schöne Dame den Rücken zukehrte. Er ging auf sie zu. Eben wollte sie sich neben ihrer Begleiterin auf der Bank niederlassen, als sie den jungen Mann vor sich sah, der sich mit einer geschickten Anrede an sie wendete und, ehe sie etwas entgegnen konnte, seine Kühnheit damit entschuldigte, daß er vorgab, in ihr eine auffallende Aehnlichkeit mit einer Dame zu finden, die er vor mehreren Jahren in Italien gesehen habe. Zugleich nannte er einen fingirten Namen. Beim Sprechen verabsäumte er natürlich nicht, ein gutes Theil seiner Worte an die Alte zu richten, um sie nicht gegen sich einzunehmen.

Diese erhob sich jetzt langsam, während das Mädchen mit ruhiger Würde erwiederte, daß sie sich nicht erinnere, ihn vor dem gestrigen Abend gesehen zu haben. Die stärkere Betonung der Worte vor dem gestrigen Abend zu seinen Gunsten deutend, verbeugte sich Bruno nochmals, wie zum Danke, und

sagte rasch: „Möglich, daß ich mich irre, mein Fräulein — dennoch segne ich den Zufall —"

„In Italien, mein Herr?" unterbrach ihn jetzt die Alte mit scharfer Stimme — „in Italien haben Sie eine Aehnlichkeit Eugeniens gefunden?"

Nach dieser Frage sah sie dem Jüngling unverwandt in's Gesicht. Ein Schamgefühl über seine kleine Nothlüge fing an sich bei ihm einzustellen. Schon drohten seine brennenden Wangen mit Verrath. Er mußte unwillkührlich den Blicken der immer starrer auf ihn Schauenden ausweichen. Im Wegsehen trafen ihn Eugeniens — so hieß die junge Dame — bedeutungsvolle Augen. Er wußte nicht, was urplötzlich in ihm vorging — seine Lüge schien ihm zur Wahrheit werden zu wollen — stotternd brachte er eine verwirrte Antwort hervor. Die Alte fuhr ruhig fort: „Sehen Sie meine Pflegetochter genauer an!"

„Nein! Nein!" rief Bruno hastig — „ich habe mich getäuscht, ich finde nichts Aehnliches, gar nichts! Jene Person war älter und —"

Er hielt wieder inne, sich mit der Hand über die

Augen streichend; dann zwang er sich zu einem Lächeln und, schüchtern Eugeniens Hand fassend, die sie ihm willig bot, und sie küssend, sprach er bescheiden bittend: „Und würden Sie mir zürnen, wenn ich Ihnen gestünde, daß es nur ein Vorwand war, mit dem ich mich Ihnen zu nahen wagte, Fräulein Eugenie?"

Eugenie nahm sein aufrichtiges Bekenntniß mit einem milden Lächeln auf, worauf sie ihn unbefangen einlud, sich neben sie zu setzen, ihn fragte, ob er gewöhnlich solche einsame Spaziergänge wähle, dann auf das Leben in Paris überging und sich überhaupt frei und offen ihm mittheilte. An ihrem Dialekte merkte er ihr die Engländerin an, obgleich sie nach ihrem Gesichtsschnitte einer andern Nation zuzugehören schien. Sie entdeckte ihm auch bald, daß sie von einer spanischen Mutter geboren sei. Von schmerzlichen Gefühlen bewegt, schwieg sie darauf; eine stille Schwermuth schattete über ihr sanftes Antlitz, dem die feinen, dunklen Augenbrauen einen eigenthümlichen, hohen Ernst gaben. Bruno, in der Absicht, sie wieder heiter zu stimmen, äußerte scherzend,

daß er eigentlich nicht recht wisse, zu welcher Nation er sich zu zählen habe, und theilte ihr in einigen flüchtigen Zügen seine Lebensgeschichte mit.

Die Alte hatte indessen die Beiden ruhig reden lassen und dabei fortwährend mit prüfenden Blicken betrachtet. Endlich, da eine kleine Pause entstand, schüttelte sie verwundert das Haupt und hub an: „Sonderbar und seltsam! Mir ist's schon gestern aufgefallen. — Wohl, junger Herr, wohl mochte Ihnen aus Eugeniens Zügen eine Aehnlichkeit, eine räthselhafte, Ihnen selbst unbewußte Aehnlichkeit entgegensprechen! In Ihrer Nothlüge befand sich ein Theil Wahrheit, ja! Und auch Du, Eugenie, hättest nicht so oft von der gestrigen Begegnung gesprochen, wenn Dich nicht ein Etwas, ein unerklärliches Etwas gefesselt hätte! Schäm' Dich nicht, mein Engel — wer weiß, was die Sterne über Dich beschieden!"

„Wie, Signora?" warf Bruno dazwischen, der die Schwätzerin, er wußte selbst nicht, warum, für eine Südländerin hielt — „sprechen Sie sich deutlicher aus! Diese Augenblicke —"

„Aus Augenblicken" — sprach Jene weiter —

„besteht das ganze Leben, und jeder einzelne hat seine Bestimmung da droben empfangen! — — Wir gehen selten aus — ich und Eugenie — da war sie denn die Tage her etwas traurig und trüb' geworden, und so schlug ich ihr gestern diesen Spaziergang vor und sagte zu ihr: „Sei froh, mein Engel, du wirst dich wiederfinden!" — Ich dachte mir weiter nichts Besonderes bei den Worten, und sieh! Sie hat sich gefunden, wohl nicht, wie ich's nahm, doch — hm, höchst sonderbar, höchst seltsam!"

„Was hast du, gute Ursula?" fragte Eugenie ängstlich.

„Nun," fuhr die Alte mit erhöhter Stimme fort, „ist er doch das leibhaftige Ebenbild von dir, bist du doch das leibhaftige Ebenbild von ihm! — Schau nur, schau!"

Nachdem sie wiederholt das Haupt geschüttelt, griff sie nach Bruno's und Eugeniens Hand und sagte kreischend: „Ei, auch dieselben Linien in der Hand! Unverkennbar! — Kinderchen! Kinderchen! wer hat euch zusammengeführt?"

Dabei ließ sie absichtslos des Jünglings und

Eugeniens Hände in einander fallen und lächelte die fast Erschrockenen freundlich an.

Bruno hätte mögen die Gunst des Augenblicks ergreifen, Eugenien zu bekennen, wie gern er den Linien der Hand, der Aehnlichkeit und jedweder andern Zufälligkeit, die auf seine schönste Hoffnung hinweise, glaube und vertraue — doch gebot er seinem vollen Herzen noch, um Eugenien nicht zu verletzen, und schloß seine Lippen mit einem stummen Handkusse. Sie zitterte und wagte den Jüngling nicht anzusehn — Ursula schrieb wieder hastige Zeichen in den Sand und murmelte vor sich hin. Eugenie brach endlich das drückende Stillschweigen mit der Bemerkung, daß es Zeit sein möge, nach Hause zurückzukehren. Auch hatte sich der Himmel umwölkt und drohte mit Regen. Bruno wechselte mit den Damen einige gleichgiltige Redensarten über das Wetter, während welchen diese ihren Heimweg antraten. Bruno begleitete sie. Als sie in die Nähe der ersten Straße gekommen waren, fingen einzelne große Tropfen an zu fallen. Jener, nach ihrer Wohnung sich erkundigend, die sie unmöglich, ohne naß zu werden, er-

reichen konnten, bat die Frauen, einige Minuten unter einen Vorsprung zu treten, und eilte nach einem Miethwagen. Eben rollte einer vorüber; er ließ den Kutscher umlenken, bezeichnete ihm den Ort, wohin er zu fahren habe, war den dankbaren Damen beim Einsteigen behilflich und, um die Erlaubniß bittend, morgen bei ihnen vorsprechen zu dürfen, entfernte er sich schnell, ehe er Antwort erhalten.

Bruno lenkte seine Schritte nach einer andern Seite. Bald regnete es stark. Er lüftete die Brust und lief wohl länger, als eine Stunde Straß' auf, Straß' ab, bis er ermüdet vor seinem Hotel anlangte. —

— Warum die einzelnen Stadien der gegenseitigen Liebe Eugeniens und Bruno's dem Leser vorführen? Sie liebten sich, wie unschuldige Kinder, rein und innig — sie lebten nur, um sich zu leben; sie lachten mit einander und weinten noch mehr, ihre Glückseligkeit in Thränen aussprechend, wenn ihnen die Worte fehlten.

Die Alte aber sprach seit dieser Zeit viel vom Sterben.

„Mir hat," — sagte sie eines Tages zu ihrer

Pflegetochter — „mir hat oft geträumt von einem Jünglinge, wie diesem. Nun ist er gefunden, nun kann ich schlafen gehn; ich bin alt, matt und lebensmüde, Ihr sollt nun leben!“

Sie hörte auf, ihre Wahrsagerkünste zu üben, ihr prophetischer Genius schien von ihr gewichen — sie war eine gewöhnliche, stumpfe Alte geworden.

Bruno erfuhr von ihr nur in Andeutungen, daß Eugeniens Muter aus einem spanischen Kloster entflohen, sich mit einem schottischen Edelmanne, der ihre früheren Schicksale nicht gekannt, verheirathet, viele Reisen mit ihrem Gatten gemacht habe und von diesem einmal plötzlich verlassen worden sei. Seine Eifersucht mochte die Ursache gewesen sein, denn die Spanierin habe einige Zeit lang in vertrautem Umgange mit einer hohen Person gelebt, welche Ursula nicht näher bezeichnen wollte oder konnte. Nach der Geburt Eugeniens sei die Mutter in Wahnsinn verfallen und bald darauf gestorben. Ursula habe an dem Kinde seitdem Mutterstelle vertreten und sich endlich nach vielen Jahren mit ihm in Frankreich, in Paris, niedergelassen. Dazu sei sie durch

einen Traum vermocht worden, der sich mehrere Nächte hinter einander wiederholt habe.

Bruno und Eugenie vermählten sich und lebten ein stilles, friedliches Leben, abwechselnd in der Hauptstadt und auf ihrem Landgute.

Noch kannte Eugenie ihres geliebten Gatten Bruder, Ludwig, welcher schon seit einem Jahre in einer entfernten Provinzialstadt in Garnison lag, nur aus Briefen. Seine schriftlichen Mittheilungen athmeten anfangs den heitersten Geist; später wurde er sparsamer mit denselben, man sah es ihnen an, daß sie ungern geschrieben waren, bis er nach einem ziemlich langen Stillschweigen endlich das Geständniß ablegte, eine unglückliche Liebesaffäre habe ihm zeither die frohe Stimmung so nachdrücklich gestört, daß er zum Correspondenten völlig untauglich gewesen sei. Nun habe aber sein Temperament gesiegt und ihm seinen Lebensmuth, den er zu verlieren in Gefahr gewesen, wieder gegeben. Mit offenherziger Naivität erzählte er dann, daß er sich mit einem Mädchen, dessen Schönheit ihn entzündet, eingelassen, ihm Hoffnung auf seine Hand ge-

macht und es zuletzt, erkaltet, verlassen habe. Die im höchsten Grade Gekränkte, Aufgereizte habe ihn in einem Billetchen mit verstellter Milde noch um eine einzige Unterredung gebeten; er sei in die Falle gegangen und habe müssen Zeuge der leidenschaftlichsten Ausbrüche sein, wie er sie kaum für möglich gehalten. „Die Halbwahnsinnige" — schrieb Ludwig — „erdrückte mich bald in der letzten Umarmung, der ich Mühe hatte, mich zu entwinden. „Ich hasse Dich, Treuloser, Falscher, ich hasse Dich mit ganzer Seele," rief sie — „und doch kann ich den Gedanken nicht ertragen, daß Du nach mir noch eine Andere lieben könntest. Fluch Dir und Fluch ihr!" Dieß waren ihre letzten Worte, nach denen sie fast ohnmächtig niedersank. Als ich ihr Hilfe geschafft, stürmt' ich davon. Sie hat eine Zeitlang krank gelegen; jetzt, hör' ich, ist sie völlig genesen und soll häufig Gesellschaften besuchen. Das hat mich getröstet; meine Wenigkeit ist doch nicht wichtig genug, als daß sie sich um ein gebrochenes Frauenherz nicht zu beunruhigen brauchte. Im künftigen Monat werd' ich übrigens nach Paris

versetzt, und da freue ich mich schon im voraus, meinen lieben Bruder wieder und meine schöne Schwägerin zum erstenmale von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

Als Bruno seiner Gattin den Brief vorgelesen hatte, und diese nachdenkend vor sich niedersah, ohne, wie es schien, auf den Schluß desselben geachtet zu haben, weckte sie jener mit einer sanften Berührung aus ihrem träumerischen Sinnen auf und sprach: „Du sollst dem wilden Bruder den Kopf zurecht setzen, liebe Eugenie! Es ist mir schon deshalb sehr lieb, daß er nach Paris zurückkehrt. Das Garnisoniren in der Provinz ist ein halbes Campagneleben und schlimmer, weil es weniger zu thun gibt. Wir wollen ihm hier nach und nach an unserm stillen Kreise Geschmack beibringen. Es ist nur gut, daß diese Liebesgeschichte so weit glücklich abgelaufen ist — das arme Geschöpf hätte sich auch in Gram verzehren und sterben können. Pfui, die Untreue ist ein schwarzes Vergehn!"

Eugenie reichte ihm die Hand und zog ihn an sich, als wollte sie sagen: „Unsere Herzen werden

diese Schuld niemals auf sich laden!" Mit Innigkeit schloß sie Bruno in seine Arme. In diesem Augenblicke kam die alte Ursula in das Zimmer und unterbrach die fernere Unterredung der beiden Gatten. Es wurde ihr gesagt, daß Bruder Ludwig bald nach Paris kommen werde.

„Der Mädchenfänger?" entgegnete sie.

„Was meinst du damit?" fragte Bruno überrascht.

„Mir fiel ein altes Lied ein," antwortete sie, „weiß nicht mehr, wo ich's gelernt habe; es fing sich mit dem Namen Ludwig an." Unverständlich halb singend, halb sprechend, ging sie wieder hinaus.

„Man merkt's ihr immer an," sagte Bruno lächelnd, „daß sie einmal die Wahrsagerin hat machen wollen. Ihre ganze Art und Weise zu sprechen, schmeckt noch danach. Sie kommt mir vor, wie eine alte Thurmuhr, die seit langer Zeit unbrauchbar, bisweilen noch mit ihrem rostigen Räderwerke schnurrt, wenn der Wind hindurch pfeift." —

Die Frist, welche Ludwig in seinem Briefe für seine Ankunft in der Hauptstadt angegeben hatte, war

ziemlich abgelaufen. Schon fing man an, an seiner Versetzung in ein anderes Regiment zu zweifeln, als eines Morgens ein graubärtiger Soldat, Ludwigs alter Diener, erschien und seinen Herrn als eingetroffen meldete.

„Es lebe Paris!" rief er, „hier kann man Franzos im eigentlichen Sinne sein; in den Nestern der Provinz existirt man nur halb!"

Ludwig folgte seinem Vorläufer auf dem Fuße nach. Während dieser seiner redseligen Zunge freien Lauf ließ, öffnete der junge schöne Capitain hastig die Thür. In glänzender Reiteruniform stürmte er sporenklirrend herein. Bruno sprang von seinem Sitze auf — das Wort im Munde abbrechend, zog sich der Diener mit militärischer Ehrerbietung zurück und stand wie eine Bildsäule.

„Da bin ich!" rief Ludwig und die Brüder lagen sich in den Armen.

„Willkommen! Willkommen!" entgegnete Bruno, nachdem die erste Begrüßung vorüber war, nahm ihn bei der Hand und stellte ihn seiner Gattin vor.

Mit einiger Verwirrung nahte sich Ludwig Eugenien.

„Ich sollte Ihnen, wie einer Bekannten entgegentreten, theuerste Schwägerin," sprach er, „und nun muß ich wegen meines steifen Etikettengrußes herzlich um Entschuldigung bitten! Ich habe mir Sie anders vorgestellt, ganz anders — und dennoch, dennoch ist mir's, als hätte ich Sie schon einmal gesehen!"

Eugenie dachte unwillkührlich an ihr erstes Zusammentreffen mit Bruno, das mit dem jetzigen einige Aehnlichkeit hatte. Lächelnd erwiederte sie: „Gewiß in Italien bin ich auch Ihnen erschienen, lieber Capitän, nicht? Ich fürchte sehr, daß ich eine Doppelgängerin habe!"

Diese scherzhafte Wendung stimmte das Gespräch heiter, das sich in Gefahr befand, einen ernsten Anstrich zu bekommen. Ludwig ließ seinen Witz sprühen, Bruno hatte viel zu fragen und Eugenie, obgleich weniger gesprächig, als die beiden Männer, hörte aufmerksam ihrer Unterhaltung zu und flocht zuweilen eine flüchtige Bemerkung ein, der Lud-

wig immer ein verbindliches Wort anzuknüpfen wußte.

So verfloß wohl eine Stunde, ohne daß eine Pause eingetreten wäre. Der Diener Ludwigs wurde dabei zum Opfer. Er, der danach brannte, in dem langentbehrten Paris ein wenig seiner Neigung nachzugehen, stand noch immer kerzengerade im Hintergrunde des Zimmers und wartete auf Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen. Endlich wagte er, sich durch Husten bemerklich zu machen, worauf ihn sein Herr unter dem Bedauern der Uebrigen entließ.

Nun wurde beschlossen, Ludwig solle, bevor er eine passende Wohnung gefunden haben werde, im Hause bleiben. Bruno gab sogleich Befehl, ein paar Zimmer für ihn einzurichten.

Jetzt erschien auch, von Eugenien veranlaßt, die alte Ursula. Als sie den neuen Ankömmling erblickte, betrachtete sie ihn nach ihrer Gewohnheit lang' und starr und fragte zuletzt mit einiger Verwunderung, zu Bruno gewendet: „Der ist der Herr Bruder?" Nachdem dieser selbst die bejahende Antwort gege-

ben, machte sie eine traurige Bewegung und schlich nach kurzem Gruße wieder davon.

Ludwig sah ihr laut lachend nach.

„Diese Ruine scheint wenig Gefallen an mir zu finden," sprach er — „und mich meinerseits würde sie auf einem Gemälde mehr ergötzen, als im Leben. — Gewiß ein altes Inventarium Deiner lieben Frau?" fuhr er, sich zu Eugenien kehrend, fort.

Mild, aber ernst entgegnete die Angeredete: „Lassen Sie sich durch ihre kleinen Eigenheiten nicht stören, Schwager; wer weiß, wie wir uns benehmen würden, wenn wir eine so lange Reihe von Jahren hinter uns hätten!"

Darauf ging sie der Alten nach, vielleicht, um ihr Mißbehagen über Ludwigs ungehörige Worte zu verbergen, vielleicht, um es ihm noch mehr fühlen zu lassen.

Bruno erklärte das Verhältniß seiner Gattin zu Ursula dem verlegenen Bruder, welcher, Eugenien bei ihrer Rückkehr sein Unrecht auf geschickte Weise eingestehend, ihre schöne, weiße Hand von neuem zu küssen, eine willkommene Gelegenheit bekam.

Aber wie denn die Menschen sind; es ist gefährlich, einer schönen Frau mißfallen zu haben, ehe sie uns genauer kennen gelernt! Wir fürchten so leicht und nicht mit Unrecht, das Spiel bei ihr für immer verloren zu haben, weil wir gleich anfangs einen falschen Wurf gethan; wir trauen von nun an dem Glücke nicht, wenn es mit einem Lächeln den ersten Fehler wieder gut zu machen scheint; es soll uns größere Zeichen seiner Gunst geben, und ach! indem wir leidenschaftlicher und leidenschaftlicher immer mehr von ihm fordern, nach Höherem verlangen, als bei'm Beginn in unserer Absicht lag, setzen wir endlich Alles auf einen einzigen Wurf und — wie selten gelingt er! Das gequälte Glück flieht den Rasenden und überläßt ihn der Verzweiflung!

So war bei Ludwig ein unvorsichtiges, nicht schlimm gemeintes Wort die erste Ursache zu tiefer Verirrung, zu unnennbarer Qual — zu Tod und Untergang!

Schon die erste Nacht im gastlich ihm geöffneten Hause brachte er in unruhigen Träumen zu, welche in sein offenes Herz den Saamen zu unseliger Leiden-

schaft legten. Eugeniens Schönheit und der Gedanke: „Sie gehört deinem Bruder, und du giltst ihr vielleicht noch weniger, als ein naher Verwandter!" entzündete eine Flamme in seiner Seele, welche, schnell genährt, sein ganzes Wesen nur allzubald mit verderblichem Brande anstecken sollte.

Mit scheuer Aufmerksamkeit hing er an Eugeniens Blicken, an ihren harmlosen Worten; in jedem ihrer Blicke, in jedem Worte suchte er eine Beziehung und durfte sie endlich suchen, da dem zartfühlenden, scharfsichtigen Weibe sein Benehmen gegen sie auffallen mußte. Anstatt sich aber männlich aufzuraffen, würdig zu beherrschen, wurde er, der von je Ungezügelte, durch Eugeniens Verlegenheit, mühsam versteckten Zorn, zurückweisende Kälte, nur noch mehr erhitzt.

Die Arme hatte nicht den Muth, dem Gemahl ihre Befürchtung zu bekennen, der, nichts Böses ahnend, an Ludwig keine bedenkliche Veränderung spürte, zumal, da dieser in seines Bruders Nähe die Künste der Verstellung, wie ein Meister, übte. Nur um des Verbrechens willen gelang es ihm, dem Dämon in seiner Brust Zügel anzulegen, bis es Zeit sein

würde, ihn gefahrlos zu entfesseln — die Tugend hatte seine Macht über ihn verloren!

Jetzt bereute er auch, in seinen Briefen so aufrichtig gewesen zu sein, seinen Leichtsinn nicht verschwiegen zu haben; er wähnte sich von Eugenien wegen seiner Unbedachtsamkeiten und Uebereilungen, die seine Feder ausgeplaudert hatte, verachtet. Ach, wäre er doch zur Besinnung gekommen, hätt' er sich nicht verhehlt, daß er erst jetzt verachtet zu werden verdiene! Doch kein guter Genius warnte ihn; immer gieriger wüthete das Feuer in seinem Herzen, immer verblendeter rang sein Geist mit bösen Träumen und Gedanken — und alle sie verschlang der einzige finsterste: in Eugeniens reinen Armen diese Glut auszulöschen, die ihn rastlos marterte.

Unglücklicherweise hatte ihm der arglose Bruno selbst den Vorschlag gemacht, bis zum Ende der Saison in seiner Wohnung zu bleiben, und Ludwig hatte dem Anerbieten bereitwillig Gehör geleistet. Täglich war er nun mit Eugenien zusammen, täglich mußte er Zeuge sein von der Liebe, der Zärtlichkeit, dem Glücke der beiden Gatten. Er lechzte, diese verbote-

nen Früchte von Eugeniens Lippen pflücken zu können — die Qual des Tantalus wüthete in ihm, er verwünschte sein Geschick, und jedes brüderliche Gefühl kehrte sich in Neid und Haß um. Bruno schien ihm der Räuber seiner Seligkeit — der Gedanke an dessen Tod schien ihm Erquickung. Seine Wangen erbleichten, seine Augen fielen in ihre Höhlen zurück, die schadenfrohe Hölle sog ihm das Mark aus den Gebeinen.

Was empfand Eugenie dabei! Und nun wurde auch in Bruno's Herzen der Argwohn rege — nicht die Eifersucht, denn er hätte Häuser gebaut auf Eugeniens Reinheit! Um so aufmerksamer beobachtete er den Bruder. Das drohende Unglück abzuwenden, suchte er ihn zu bereden, eine Reise zu unternehmen. Ludwig weigerte sich entschieden und ließ den Beleidigten blicken.

Um die Ruhe Bruno's war es geschehen — er sah den Kampf Eugeniens, sie die Angst ihres theuren Gatten, aber Keines wagte, das Stillschweigen zu brechen, Beide hofften noch, der Himmel werde die

finstern Wolken zerstreuen, und stärkten sich in stillen Nachtgebeten.

Zwischen den Brüdern war ein gespanntes Verhältniß entstanden. Bruno entschloß sich endlich, entscheidende Schritte zu thun. Zuvor aber wollte er ein anderes Mittel versuchen.

Als er eines Abends mit dem Bruder allein war, — Eugenie hatte sich wegen Unwohlsein auf ihr Zimmer begeben — bat er diesen, einige Scenen aus seiner neuen Tragödie, an der er arbeitete, vorlesen zu dürfen. Ludwig willigte ein, vielleicht nur, um der Unterhaltung enthoben zu sein. Der Gegenstand des Gedichtes war der Verrath des Sextus Tarquinius an Lucretia's Ehre. Bruno las die erschütternde Stelle, wo sich die keusche Gattin im Beisein ihres Gemahls Collatinus und seiner Freunde, nachdem sie dieselben zu ihren Rächern vereidet, selbst den Tod gibt.

Ludwig merkte seines Bruders warnende Absicht, doch anstatt zurückzuschaudern, ergriff er in seinem Innern die Parthei des Sextus und hohnlachte dem Schmerze des Collatinus. Mit dumpfem Schweigen,

welches Bruno für ein gutes Zeichen nahm, verließ er spät in der Nacht den Bruder und eilte nach seinem Gemache.

Zu diesem gelangte man durch einen langen Gang mit verschiedenen Thüren nebeneinander. Sei es aus Irrthum, sei es vorsätzlich, er öffnete eine falsche und trat ein. Ein schwaches Licht erhellte das Cabinet — es war Eugeniens Schlafzimmer. Angekleidet lag diese auf dem Bette — ihre schlaff herabhangende Hand hatte ein Gebetbuch fallen lassen. Das tief herabgebrannte Licht leuchtete matt auf dem Tische. Sie schien betend, in Thränen eingeschlummert zu sein — ihre bleichen Wangen waren noch feucht. Ein Glas Wasser stand halbgeleert neben ihr.

Starr in ihrem Anblicke versunken, trat Ludwig vor das Bett — er beugte sich über sie — ihr ängstlicher Odem berührte seine brennende Lippen. Im Begriffe, sie zu küssen, vernimmt er ein leises Geflüster. Eugenie regt sich träumend.

„O Gott!“ bebt mit einem schweren Seufzer aus ihrem bedrängten, durch leichten Flor schimmernden Busen. Noch hat der Teufel in Ludwigs Seele

nicht alle Macht über ihn gewonnen. Der Erschrockene tritt zurück — ein Zittern überfällt ihn, eine namenlose Angst — er löscht das Licht aus — ein langer, schwarzer Schatten steigt an der Wand auf — wie von Geistern verfolgt, tappt er nach der Thür, drückt sie geräuschlos in's Schloß und, von tiefer Nacht umgeben, erreicht er sein Zimmer, wirft sich glühend auf's Lager und schläft erst gegen Morgen ein. —

In dieser Nacht war sein guter Genius mit seiner letzten Erscheinung auf immer entflohen! —

Bei'm Erwachen war Ludwig kalt, entschlossen, von jedem Zweifel frei. Mit der Ruhe eines Böse-wichts, dessen Gewissen verstummt ist, wartet er den Abend ab. Auf den Zehen schleicht er sich in Eugeniens Schlafgemach und schüttet ein betäubendes Pulver in das Wasserglas, welches eine Magd täglich an ihrer Herrin Bett zu setzen hat. Dann verläßt er das Haus, um spät wiederzukehren. Mitternacht ist längst vorbei, als er über den dunkeln Gang schreitet; er kann voraussetzen, daß Alles im tiefsten Schlafe liegt. Einen Degen zu sich nehmend, um

sich gegen einen möglichen Ueberfall zu schützen, geht er leise nach Eugeniens Zimmer. Er findet die Thür verschlossen. Darauf vorbereitet, öffnet er sie vorsichtig, wie ein Dieb, mit einem Instrumente, das er sich zu diesem Zwecke zu verschaffen gewußt. Rings tiefe, todte Stille — nur die schöne Schläferin athmet — —

Lassen wir von nun an den unglücklichen Gatten Eugeniens wieder selbst seine Bekenntnisse vor dem Könige fortsetzen.

Schaudernd hörte dieser Bruno's Erzählung an; mit tiefmitleidigem Schauder lieh er den Jammertönen sein Ohr. Ach, und der Name Ludwig — sein eigener — klang ihm so verhängnißvoll, als ob eine verborgene Bedeutung, ein dunkler Sinn damit ausgesprochen würde. Noch mehr aber erschütterte ihn Eugeniens Erscheinung — die Alte stand vor seinen Augen, eine weherufende Kassandra — er mußte Bruno mehrere Male winken, inne zu halten, seine Sinne schwindelten, er ahnte in dem furchtbaren Gewirr einen Zusammenhang, dessen

Hauptfäden auch an sein Schicksal angeknüpft sein möchten. In seiner Brust schien eine Stimme zu rufen: „Noch ist die Vergangenheit nicht im Grabe — sie hat keine Ruhe, bis Alles erfüllt ist!“ —

„— Am Morgen nach jener fluchwürdigen Nacht“ — fuhr Bruno mit Erschöpfung fort — „hatte ich zeitig ein Geschäft in der Nähe der Stadt abzuthun, welches mich bis nach Mittage aufhielt. Meine Gattin wußte davon. Um sie nicht im Morgenschlummer zu stören, hatte ich nicht von ihr Abschied genommen — ach, ich wußte nicht, daß ich bei meiner Rückkehr nur noch ihren letzten, brechenden Blick wiedersehen, nur noch ihre letzten Athemzüge von ihren bleichen Lippen küssen werde! Schriftlich hatte sie mir hinterlassen, was ihr der Tod mir zu sagen verboten, was die Scham auszusprechen, ihr unmöglich gemacht haben würde. Der betäubende Trank, den sie unwissend genossen, hatte seine Wirkung nicht verfehlt — ihrer nicht mächtig, war sie bald in einen halb wachen, halb traumhaften Zustand gesunken, aus dem sie sich vergebens aufzuringen gestrebt. Endlich war eine angenehme

Erschlaffung gefolgt — rosenrothe Bilder hatten ihre Seele umgaukelt und sie in stille, verführerische Ruhe gewiegt. Indem sie so geträumt, hatte sie mich ihr nahen geglaubt, sich emporgerichtet, mich zu umfassen — — wehe mir! und ich lag zu dieser Stunde in trägem Schlafe, indeß Er die Ehre meines Weibes mordete, meine eigne Ehre, meine Glückseligkeit — mein Alles!" —

Die geballten Hände vor die Stirn schlagend, sank Bruno über einen Tisch und lag, ohnmächtig zusammengesunken, röchelnd, wie ein Sterbender. Plötzlich fuhr er empor.

„Fluch ihm," rief er, „diese Schuld martere seine Seele, wo sie auch sei!"

Es dauerte lange, ehe er wieder Fassung gewinnen konnte, zu reden. Er that dieß endlich in kurzen, abgebrochenen Sätzen.

„Eugenie erwacht spät — mit dem Morgenlichte kommt eine gräßliche Klarheit über sie — die Sonne blendet sie, als sei ein Brennspiegel auf ihr Auge gerichtet. Zuckend sinkt sie mit einem Schrei zurück — eine Dienerin eilt herbei und fin-

det sie bebend, mit allen Aeußerungen trostloser Verzweiflung. Eugenie befiehlt ihr Stillschweigen — rafft sich auf, kleidet sich an — weiß, wie in ein Sterbegewand. Dann schleicht, wankt sie in Ursula's Gemach — dort weiß sie einen geheimen Wandschrank, weiß sie einen heilsamen Trank, einen Trank, der ihr Genesung gibt für alle Erdenleiden. Schnell kehrt sie nach ihrem Zimmer zurück — das Wasserglas ist nur zur Hälfte geleert — hastig tropft sie den Inhalt des Fläschchens hinein — setzt das Glas an ihre Lippen, besinnt sich, ergreift Feder und Papier und schreibt, schreibt widerstrebend die Geschichte der vergangenen Nacht nieder — siegelt — greift abermals nach dem Wasser — und trinkt es auf einen Zug aus. Von Todesfrost geschüttelt, tritt sie an's Fenster und athmet die laue Luft ein, dann löst sie langsam die Locken, setzt sich mit aufgestütztem Arme und läßt das lange Haar über ihr Antlitz fallen. Da tritt Ludwig auf sie zu, der schon seit einiger Zeit ungesehen im Zimmer ist, und wirft sich ihr zu Füßen. Sie will aufspringen, ihn von sich stoßen — die Kraft hat sie verlassen, schlaff

sinken ihre Arme nieder, sie schließt die Augen, leichenblaß — Ludwig hat ihre Hand gefaßt und ruft laut ihren Namen. Die Dienerin, welche Eugenien ohnmächtig auf den Sessel hingestreckt sieht, rennt nach Hilfe, auf den Stiegen begegnet sie mir. Unglück ahnend, stürz' ich hinauf, schaue — schaue sie — ihn — ein Messer liegt auf dem Tische — die Hölle regiert meine Hand, und „Brudermörder! Brudermörder!" heult es um mich her, während ich Eugenien umfasse, die sterbende — ich taumle willenlos zurück — eben tritt Ludwigs Diener mit einigen andern Personen aus dem Hause in's Zimmer — mein Blick wird dunkel — ich sinke ihnen schwindelnd in die Arme — mein Bewußtsein hat mich verlassen." — —

„Da ich wieder zu mir komme" — spricht Bruno nach einer Pause der Erholung weiter — „find' ich mich im Nebengemache, an meiner Seite meines Bruders Diener. Mitleidig erkundigt er sich nach meinem Befinden — ich frage irre, was vorgegangen sei? In den Busen des Treuen hatte Ludwig seine letzten Geständnisse niedergelegt und

sich als seinen eigenen Mörder angegeben. Dieser Lüge wurde Glauben beigemessen — kein Verdacht fiel auf mich. Mein erster Gedanke war die Ehre meiner Familie. Sollte ich, als der Letzte, auf dem Blutgerüste enden? Ich sann auf Mittel, dieser Gefahr vorzubeugen, denn noch traute ich nicht — ich konnte durch einen Zufall verrathen werden. Nachdem ich den Brief Eugeniens gelesen und des alten Dieners Bericht angehört, war mein Entschluß gefaßt. Wende dich an den König selbst! dacht' ich — dieß Blatt sichert dir seine Hilfe, seinen Beistand! — Und so, Sire, so kam ich zu Ihnen — — jetzt wissen Sie Alles!" —

Der König schwieg, die Augen starr auf den Boden gerichtet. Nach einer großen, bedeutenden Pause stand er auf und sprach, die Hand auf die Schulter des unglücklichen Laroche legend: „Junger Mann, Ihre Geschichte hat alle Narben meines Herzens aufgerissen, das Unglück, das finstere Schicksal tritt wieder in seiner ganzen Furchtbarkeit vor meine Seele! Der Himmel bewahre mich, daß ich Sie

verdamme — er wird Ihnen ein gnädiger Richter sein!"

„Was soll ich unternehmen?" fragte Bruno rasch und angstvoll.

„Büßen! — Schweigen!" antwortete der König. Dann setzte er lebhaft hinzu: „Aber sehen will ich —"

„Die Todten? — Im Sarge? — Mein König, Sie könnten sich entschließen —?"

„Ich will Aufschluß — die dunkeln Mächte sollen mir Rede stehn!"

Laroche verstand den König nicht. Dieser schellte jetzt. La Châtre, der schon lange im Vorsaale gewartet, erschien mit gespannter Miene und folgte auf einen Wink dem König in das Nebenzimmer. Hier verweilten sie einige Minuten. Der Kammerherr bekam Befehl, in seiner Wohnung den Marquis zu verbergen und Niemanden zu ihm zu lassen.

Laroche empfahl sich. Mit ernstem Blicke hob der König die Hand auf und wiederholte: „Schweigen!" Dann setzte er sich zum Schreiben.

Am späten Abend hielt ein wohlverschlossener Wagen vor dem Hotel des jungen Marquis Laroche. Drei Personen, in Mäntel gehüllt, stiegen aus — der König, Bruno und la Châtre. In der Hausflur werden sie von einem Vierten empfangen, der von der Ankunft des Monarchen in Kenntniß gesetzt ist und ihn die Treppe hinaufgeleitet. Er öffnet ein erleuchtetes Zimmer, in dessen Mitte ein schwarzer Sarg steht; ein rothes Tuch ist darüber hingebreitet.

Keiner der Anwesenden redet ein Wort, (Bruno ist zurückgeblieben) der König winkt, das Tuch wird weggenommen — erschrocken fährt er zusammen, als er die Leiche erblickt; auch die Andern athmen verwundert auf. Jener blickt unverwandt dem Todten in's Gesicht. Da fühlt er einen warmen Hauch an seiner herabhängenden Hand, er sieht nieder — zu seinen Füßen kniet ein Mann mit grauem Haupt, in militärischer Tracht. Jetzt erhebt dieser das Antlitz und flüstert: „Mein theurer König!"

Ludwig betrachtet ihn genauer und erkennt in ihm den treuen Diener in Verona, der ihn auf den Befehl seines Herrn aus den mörderischen Händen der

Jacobiner gerettet. Gerührt reicht er ihm die Hand, hebt den Knieenden auf, der vor Freude, seinem König so nahe zu sein, helle Thränen in den alten Bart weint. „Ach," ruft Henri, „mir hat's geahnt, Sie an seiner Leiche wiederzusehen, Sire! Er war wild und doch gut! Er hatte der Mutter heißes Blut, aber keine Mäßigung war in ihm; wie gesagt, mir hat's geahnt, daß er keines natürlichen Todes sterben werde! — — Ich hatt' ihn schon seines Namens wegen so lieb, Sire! und auch seiner Augen wegen," — fügte er leiser hinzu — „die sind nun geschlossen, aber es waren Ihre Augen, mein König, und wenn das auch Niemand zugeben wollte, ich hab's schon an dem Kinde bemerkt, ich allein und — seine Mutter. Darum nannte sie ihn auch Ludwig! — So — so sollte sie ihn schauen können! Jetzt, da er um zehen Jahre älter aussieht, jetzt gleicht er Ihnen auch im Uebrigen. Der Tod hat das gethan — der Tod — — das Leben schwieg!" —

„O, hinweg! Genug!" rief der König erschüttert und wendete sich. „Sie ist mir treu gewesen," sprach er dann leise, kaum vernehmlich — „aber das

Verhängniß hatte kein Wohlgefallen daran!" Noch einen Blick zurückwerfend, eilte er durch die nächste Thür.

„Nicht dahin!" bat Einer der besorgten Anwesenden.

„Was hältst du mich zurück?" entgegnete der König befehlend und schritt weiter dem Lichte nach, welches durch einen breiten Vorhang schimmerte. Welch' ein Anblick, da er ihn zurückschlug! Eugenie lag im weißen Gewande, das sie vor ihrem Tode angethan, von Kerzen umgeben, im Sarge. Das lange schöne Haar wallte auf beiden Seiten über ihren Nacken auf den Busen nieder. Zu ihrem Haupte saß Bruno und seufzte und weinte, seit jenem fürchterlichen Augenblicke zum ersten Male wieder das Glück der Thränen genießend. Er bemerkte die Eintretenden nicht eher, als bis der König, Eugeniens Gesicht erblickend, einen leisen Schrei ausstieß — er glaubte, Laura im Tode zu sehen! — So hätte sie müssen als Leiche zu jener Zeit aussehen, da er sie in Verona liebte.

Jetzt richtete sich in dem Winkel des Zimmers eine Gestalt auf, die dort zusammengekauert und re-

gungslos gesessen hatte. Am Krückenstabe hinkte sie herbei und stellte sich dicht vor den König.

„Die Alte!" bebte es schaudernd von seinen Lippen. Höhnisch lächelnd, aber gleich darauf ernst, furchtbar ernst, sprach Ursula: „Kennst du mich noch?"

Während der König schweigend sie nicht anzusehen wagte, fuhr sie fort, nach Eugeniens Leiche hindeutend: „Ihre Mutter ist unter der Erde — die schöne Spanierin, die treulose Nonne! Sie ist im Wahnsinn dahingegangen. Still! laß sie schlummern, ich glaube, du hast sie nicht aufrichtig geliebt, du trugst ein anderes Bild in Deinem Herzen, du dachtest an eine andere, während du sie umarmtest. — O, ich weiß Alles! Mein prophetischer Geist hat mir's gesagt, an den die Leute nicht glauben wollten. Ach, die Menschen sind so blöde! — Ich will nun sterben — Alles ist todt, und du wirst auch bald nachfolgen! — Leb' wohl! — Schau, wie sie ihr ähnelt, deiner Buhle im wälschen Lande. So spielt das Schicksal! Nun, fahr' wohl, wer du auch seist! Wir sind alle schwache Menschen und trügen wir tausend Kronen!"

Mit dieſen Worten ſchlich ſie ſich davon.

Lautlos hatten Alle ihrer ſeltſamen Rede gelauſcht. Bruno allein nahm noch immer keinen Antheil an dem, was um ihn vorging. Er hielt die kalte Rechte Eugeniens gefaßt und ſchwieg. Er hat geſchwiegen bis an ſeinen Tod, den er über dem Meere fand unter fremden Menſchen.

Ludwig kehrte in ſeinen Palaſt zurück mit ſchwerem, aber ruhigem Herzen. Die Räthſel ſeines Lebens ſchienen ihm gelöſt. Die Vergangenheit lag vor ihm aufgeſchlagen, wie ein Buch; er ſah die Namen ſeiner Ahnen darin verzeichnet, ſich ſelbſt darin auf der Grenze einer Zukunft voll fremder Namen.

„O mein Geſchlecht!“ rief er aus — „wahr' deinen Thron!“ — Mit kummervollem Blicke faltete der königliche Greis die Hände und betete leiſe.

Bruno reiſte nach England, das er bald verließ, um nach Amerika in ein Trappiſtenkloſter zu gehen.

II.

Traumbilder der Zeit.

Erstes Bild.

Innere Kämpfe.

Die bewegungslose Zeit nach dem tobenden Sturme einer Revolution ist oft sehr merkwürdig durch die im Geheimen und geheimnißvoll sich wiederholenden furchtbaren Erscheinungen derselben; durch prophetische Stimmen, Vorbedeutungen und räthselhafte Ereignisse, die, kaum geschehen, sich in den Nebelschleier eines dämmernden Halbdunkels hüllen und zu Mythen sich gestalten im Munde des Volkes; durch grauenhafte Nachklänge, durch Zeichen und Wunder, und ein unerklärliches Zusammentreffen bedeutender Umstände.

Frankreich liefert dazu mannigfaltige, interessante Belege.

Als die Restauration der Bourbonischen Herrschaft bewerkstelligt war, und Er, dessen früher Feldzug an die Pyramiden selbst schon beinahe zur aben-

teuerlichen Sage geworden, von Elba's Strand hinüberschaute nach der fernen Küste seines verlorenen Reichs — damals stiegen die ruhelosen Geister der Revolution aus ihren leicht bedeckten Gräbern und spukten umher, wie erschreckende Träume, als wollten sie dem nach Rast sich sehnenden Volke warnend verkündigen, daß ihm noch eine große Katastrophe bevorstünde. Man trug sich mit Erzählungen von mährchenhaften und entsetzlichen Vorfällen, deren eigentlichem Zusammenhange Niemand auf die Spur kam; zu keiner Zeit hatten sich mehr somnambule und hellsehende Personen gezeigt, zu keiner Zeit hörte man mehr auf übernatürliche Geschichten, als eben während jener windstillen Uebergangsepoche. Die Franzosen, thatenlos und thatenmüde, begingen nach einem großen, blutigen Tagwerke ihre träumerische Abendfeier, welche wohl geeignet war, ihrer lebhaft aufgeregten Phantasie die seltsamsten Gestalten vorzugaukeln, wie man nach Sonnenuntergang sich am liebsten von den Gebilden seiner Imagination unterhalten läßt; sie offenbarten das Erlebte, Erlittene und, was ihre Väter erlebt und erlitten, im Gedichte, und Gedicht

und Wirklichkeit schlangen sich leise in ein unzertrennliches Gewebe zusammen.

Aus solchen Gesichtspunkten mag die folgende Geschichte betrachtet werden.

Zwei Männer in Mänteln gingen mit starken Schritten auf einer wenig belebten Straße nebeneinander her. Sie kehrten am späten Abend von einem Spaziergange auf den Boulevards in das Innere der Stadt zurück. Schon aus der Heftigkeit ihrer Bewegungen ließ sich abnehmen, daß sie in einem sehr leidenschaftlichen Gespräche begriffen waren. Der Eine trug eine Uniform unter dem Mantel, der ihm nachlässig von den Schultern flatterte, während der Andere, Gemäßigtere, vorsichtig sich eingehüllt und den Hut in die Stirn gedrückt hatte. Von Zeit zu Zeit nöthigte er seinen Begleiter zum Stillstehn, um besser von ihm verstanden zu werden, denn die schneidende Winterluft mochte ihm bei'm Gehn im Sprechen hinderlich sein. Dann schritten sie wieder desto rascher vorwärts. Am Ende der Straße wollten sie sich trennen, und der Militär war

schon im Begriffe, um die Ecke zu lenken, als ihn der Andere noch einmal zurückwinkte.

Alfred Lenoir drehte sich, etwas ungeduldig, um und sagte: „Beeile dich, Bertrand, wenn du noch mehr hinzuzufügen hast! Aber ich versichere dich im voraus, daß es dir nicht gelingen wird, meine Meinungen zu ändern."

„Alfred, mein Freund!" sprach Jener und ergriff ihn bei der Hand. „Ich weiß, daß du ein Mann von Grundsätzen bist; wir haben zusammen in einem Regimente gedient, wir haben nah an einander gefochten — ich kenne dich, mein Theurer —"

„Keine lange Einleitung!" entgegnete Alfred. „Was willst du?"

„Dir die Augen öffnen!" antwortete Bertrand. „Du hängst an einer Grille."

„Grille?" hohnlachte Jener. „Was ist denn dann nicht Grille im Leben? Kann ich die Erinnerung an eine ruhmvolle Vergangenheit aus meinem Herzen reißen? Kann ich den Siegeslauf unter den Fahnen des Kaisers vergessen? Kann ich mich gefühllos machen gegen neun Wunden? Muß ich

nicht immer des Jetzt mit dem Sonst vergleichen? Kann ich mich selbst täuschen?"

„Wer spricht davon?"

„Du selbst, in dem du mir den abscheulichen Rath gibst, meinem Range zu entsagen!"

„Hm, du bist Capitän — denn mit dem Grade eines Bataillonschefs und mit dem Majorat, die dich erwarteten, ist's nun wohl vorbei, seitdem der Kaiser auf der Insel residirt. Du siehst selbst ein, daß deine militärische Laufbahn geschlossen ist. Wohl, entschließe dich, sie freiwillig aufzugeben, und weise das Glück nicht von dir, das man dir bietet."

„Ein Glück, das mich entehrt, ist kein Glück!" versetzte Alfred heftig.

Bertrand lächelte spöttisch und schüttelte den Kopf. Dann sprach er: „Ich möchte doch den Grund wissen, weshalb eine glänzende Diplomatenstelle mit der Aussicht auf einen noch glänzenderen Gesandtschaftsposten, auf die Gunst des Hofes, deine Ehre angreifen sollte!"

„Und das begreifst du nicht?" fragte Alfred verwundert und sah ihn starr und lange an. „Hab'

ich," fuhr er darauf fort, „meinen Capitänsrang, von dem du mit einem Achselzucken sprichst, etwa erschlichen? Oder diesen Stern auf meiner Brust von der Straße aufgelesen? Sprechen zwölf Feldzüge nicht laut genug für mich? Und nun gibt man mir zu verstehen, ich möchte, um meine Treue und Anhänglichkeit der neuen Regierung zu verbriefen, meinen Soldatenrock ausziehn und um die Erlaubniß bitten, eine schöne gestickte Hofkleidung tragen zu dürfen. Freilich, dann würden sie mich fein in ihr goldenes Netz einspinnen, mich diplomatische Gesichter lehren und mich dahin und dorthin aussenden, um ihr Apostel zu sein, zu unterhandeln, mich zu drücken, mit Anstand zu lügen und Alles wieder in die gehörige Ordnung bringen zu helfen, was jener abscheuliche Tyrann, jener Emporkömmling — das sind so ihre Lieblingsausdrücke — durch einander geworfen hat. O Schande mir, wenn ich solchen Einflüsterungen ein geneigtes Ohr schenke! Auch ich bin eine Art von Emporkömmling, ich bin aus niederer Familie entsprossen; doch ich will stolz sein auf jenen Spottnamen, der auch

dem großen Kaiser gegeben wird. Wollt' ich ihn verleugnen — ach, alle meine Wunden würden anklagend aufbrechen und zu meinen Henkern werden, daß ich verblutete!"

„Dieß Gefühl ist lobenswerth, wenn es nur Gefühl bleibt!" erwiederte Bertrand scharf und beleidigt. „Aber sage mir noch Eins. Warum, wenn du so denkst, dienst du denn überhaupt noch den Bourbonen? Warum entsagtest du deiner Stelle nicht, als der Kaiser der seinigen entsagen mußte? Ich treffe dich bei einem Widerspruche, lieber Freund! Entweder war es deiner schon nicht würdig, daß du bei der Armee bliebst — oder du darfst nun auch ganz unbedenklich dem Hofe unter einer andern Form dienen. Das siehst du ein!"

Alfred schaute mit finsterm, schmerzlichem Blicke zu Boden und schwieg, als sein Freund zutraulich fortfuhr: „Nun, sind das nicht Grillen, Alfred? — Und bist du etwa der Einzige, der so gehandelt hat? Wie? Sind nicht die bedeutendsten Männer Frankreichs dem achtzehnten Ludwig, ihrem legitimen Könige, willfährig entgegen gekommen und haben ihn

unterthänig um neue Rollen gebeten, da der kleine Korse keine mehr zu vertheilen hatte? Und thaten sie nicht ganz recht daran und klug? Sollten sie denn durch den Sturz des Kaisers auch unglücklich werden? ihre Weiber, ihre Kinder dem Verderben Preis geben? Nein, Alfred, wenn man nicht selbst die Gewalt hat, muß man es mit dem halten, der sie besitzt! Deswegen lob' ich dich, daß du deinen Degen nicht abgabst und deine Mutter nicht darben ließest, sondern im Regimente verharrtest, ein treuer Diener Sr. Majestät!"

„Meine Dienste sind dem Vaterlande gewidmet!" schob Alfred dazwischen.

Die Bemerkung überhörend, redete Bertrand mit erheuchelter Wärme weiter: „Alfred, bedenke, wie die Dinge stehn! Der Hof ist mißtrauisch gegen dich, er will den Beweis, daß du nicht Willens bist, etwas gegen ihn zu unternehmen; einen Beweis, durch welchen man zugleich dein Glück begründen will. Laß dich bereden und — eile, ehe es zu spät ist!"

„Nun?" fragte Alfred, als ob er den Sinn dieser Worte nicht verstanden hätte.

„Kannst Du noch fragen?" entgegnete Bertrand „Du bist dem König als ein Feind der Bourbonen bezeichnet" —

„Nun?" wiederholte Alfred stärker.

„Laß Dich — gewinnen!" antwortete der Freund. „Dann ist Alles gut, und nachher kannst Du immer noch denken, wie Du willst."

„Höre," sprach Jener nach einer Pause ruhig, aber zuversichtlich, indem er seinen Degen anfaßte — „Diese Waffe gab mir der Kaiser; unter ihm bin ich zum Manne geworden, ich verdank' ihm Alles — Alles! Wäre ich nicht ein Elender, wenn ich nun sagen wollte: „Verzeiht, daß ich das Unglück hatte, unter Napoleons Augen erzogen zu werden, unter ihm zu fechten, für ihn zu bluten. Es thut mir herzlich leid; habt die Gnade und lehrt mich im Kabinet, hinter dem Schreibtische oder, wo ihr wollt, die Schlachtfelder vergessen, ich sehne mich nach einer sichern, gefahrlosen, behaglichen Existenz."

„Du treibst es auf die Spitze!“ widerlegte Bertrand.

„Ich nenne das Kind bei'm rechten Namen!“ fuhr Alfred fort. — Ein Feind der Bourbonen? Gewiß, ich bin nicht ihr Feind, obgleich ich Ursache dazu hätte, denn meine jetzige Stellung sieht nicht viel besser aus, als eine Suspension. Ich werde ruhig abwarten, was man über mich verhängt, nur verlange nicht, daß ich zum Verräther werde!“

„Was für Begriffe hast Du von Verrath!“ tadelte Bertrand. „Ist Deinem Gedächtnisse die Geschichte von den Marschällen schon entfallen? Weißt Du nicht mehr, daß sie die Ersten waren, welche Ludwig dem Achtzehnten, noch ehe er gelandet war, eine Erklärung nach England hinüberschickten, um sich mit ihm zu vergleichen? Ja, man will es sogar verbürgen, daß sie die Versicherung gaben, sie bereuten ihre Siege, weil dadurch des Königs Rückkehr verspätet worden sei. So handelten jene Helden fast sämmtlich, und ich meine, sie verdanken doch dem Kaiser nicht weniger, als Du!“

Alfred verhüllte sein Antlitz und konnte lange

Zeit nicht sprechen. Auch Bertrand schwieg, in der Meinung, seinen Freund umgestimmt zu haben. Wie erstaunte er, als dieser endlich in die Worte ausbrach: „O mein Kaiser! hast Du solchen Undank verdient? Du hast sie mit Macht bekleidet, Du hast sie den Pfad des Sieges geführt, Du hast ihnen Ruhm und Schätze gegeben, sie waren die nächsten in den Strahlen Deiner Gunst — und nun verleugnen sie Dich!

Das ist das Lied, ihr Leute,
Von Treu und Dankbarkeit!" —

Er hielt einige Augenblicke inne. Dann rief er entschlossen, obgleich mit bebender Stimme: „Nein, o nein, ich will besser handeln, als sie, ich will ihrem Beispiele nicht folgen. Die Sonne ist untergegangen, mag es denn auch für mich Nacht werden."

Heiße Thränen vergießend, warf er sich an Bertrands Brust.

„Und Deine Braut?" hub dieser auf's Neue an. Der Capitän fuhr hastig auf, Bertrand setzte hinzu: „Sie ist aus altadeligem Geschlechte und

adelig erzogen, eine ächte Royalistin, wie Du selbst sagst."

„Sie ist edel und erkennt auch die Größe des Kaisers an."

„Möglich; aber ihre Aeltern, ihre Verwandten, werden sie in eine Heirath unter den jetzigen Umständen willigen? Vor der Restauration war das freilich etwas Anderes. Aber denke dir den Fall, daß Dich das fast Unvermeidliche treffen sollte —"

„Was?"

„— Du hast überdieß Schulden. Eine glänzende Laufbahn kann dich retten.

„Nichts weiter davon!"

„Und Deine Mutter?"

„O meine gute Mutter!"

„Sie hat ihre Hoffnung auf Dich gesetzt. Willst Du sie täuschen?"

„Mensch!" stöhnte Alfred höchst bewegt. „In welchen Abgrund lässest Du mich schauen!"

„Den Du mit Leichtigkeit vermeiden kannst," entgegnete Bertrand mit scheinbarer Gleichgiltigkeit,

„wenn Du Dich ein wenig in die Verhältniſſe fügeſt. Wirf den Kaiſer zu den Todten.“

„Den Kaiſer!“ wiederholte Alfred mit dem Ausdrucke der innigſten Verehrung.

Von einem Gedanken überraſcht, brach er plötzlich ab und wendete ſich zu Bertrand.

„Was würdeſt du thun,“ fragt' er zögernd und nicht ohne Mißtrauen — „wenn es das Schickſal wollte, daß er wiederkehrte?“

„Leere Träume!“ erwiederte Jener verächtlich.

„Und wie ſteht es überhaupt mit Dir?“ fuhr der Capitän fort. „Du haſt den Kriegsdienſt aufgegeben; Du biſt ohne Vermögen und doch ſo ſorglos, als ſtünden Dir alle Mittel zu Gebote. Was willſt Du beginnen?“

„Das findet ſich!“ antwortete Bertrand ausweichend. „Jetzt handelt es ſich um Dein Glück. — Ein für allemal: ſei klug! Ich habe mehr Verbindungen, als Du glaubſt — vielleicht kann ich Dir nützen.“

„Ich danke Dir, wenn Du es ehrlich meinſt! Aber ich weiche nicht von meinen Grundſätzen.“

„Sag lieber, von Deinem Starrsinne. — Du willst also nicht nachgeben?"

„Nein!"

„Ich frage Dich nicht wieder. — Nein?"

„Nein!"

„Nun, so renne in Dein Verderben; Du wirst es zeitig genug bereuen! Erinnere Dich dann unseres heutigen Gesprächs. Hoffe, hoffe nur auf die Wiederkunft des Kaisers — Du hoffst vergebens!"

Nach diesen Worten, welche Bertrand mit wenig verhehltem Zorne gesprochen, reichte er dem erstaunten Alfred die Hand zum Abschied. Ohne dessen Frage: „Bertrand, wo finden wir uns morgen?" zu beantworten, verließ er ihn schnell und war bald in der Dunkelheit verschwunden. Alfred folgte ihm mit den Augen und blieb lange auf derselben Stelle stehn. Dann ging er, bedenklich das Haupt schüttelnd, langsam auf der entgegengesetzten Seite weiter.

Sein Herz schlug laut und bang. Eine gewisse Muthlosigkeit, die er sonst niemals, auch nicht in den drohendsten Gefahren des Kampfes gefühlt hatte,

bemächtigte sich seiner. Eine tiefe Melancholie erfaßte seine Seele, in welcher der Glaube an ein zukünftiges Glück zu wanken anfing. Dieser Gemüthszustand war natürlich. Lenoir war aus der Bahn gerissen, die er zur Erreichung seines hohen Ziels, das ihm unaufhörlich vorgeschwebt, für die einzig mögliche hielt. Von seinem Knabenalter an hatte ihn ein glänzendes Vorbild, wie ein heller Stern, geleuchtet. Ohne den Kaiser, für den er zehen Jahre lang mit feuriger Begeisterung das Schwert geführt, hatte er sich bisher sein Leben kaum denken können. Nun stand er auf der Grenze zwischen Jüngling und Mann; eine kriegerische Vergangenheit lag hinter ihm, die Erfüllung seiner frühen Träume, große Thaten zu vollbringen und eine hohe Stufe des Ruhms zu ersteigen, schien ihm nahe — Ach, und auf den Gipfel seiner goldensten Hoffnungen mußte er den Stern seines Lebens und Strebens untergehn sehn! Die Gelegenheit war ihm abgeschnitten, seinen Lauf zu vollenden. Er verglich sich selbst mit einem kräftig aufgeschossenen Baume, dem die Krone abgebrochen ward und der

nur fortwächst, um seine Zweige traurig nach der Erde zu senken.

Sogar der Gedanke an Beatricen gewährte ihm nicht hinlänglichen Trost mehr, denn er fühlte, daß ihn alle Freuden der Liebe nicht befriedigen würden, wenn er sie in thaten- und ruhmloser Muße genießen sollte. Er kam sich in diesem Zustande der Liebe unwürdig vor. Und dann — wer in Zeiten des Kampfes, für den Krieg, von ihm erzogen ist, dessen Herz läßt sich in den Armen eines Mädchens, selbst des geliebtesten, nicht so leicht zur Ruhe schmeicheln. Ja, Alfred machte sich sogar ernstliche Vorwürfe, daß er nicht Alles aufgeboten habe, um dem unglücklichen Kaiser in sein Exil folgen zu dürfen. Die Vorstellung, unter seinen Augen zu leben, trieb sein Blut schneller durch die Adern. Eine Hoffnung, welche im Hintergrunde seiner Seele gelauert hatte, verdrängte jetzt seinen lähmenden Unmuth — vielleicht hatte auch das vorhergegangene Gespräch, indem es diesen auf das Höchste gesteigert, zugleich jene mit aus dem Schlummer geweckt. Glänzende Erscheinungen stiegen auf's Neue in der Nacht seiner

Schwermuth empor und verkündeten ihm lächelnd ein wiederkehrendes Morgenroth.

„Vielleicht," sprach er zu sich selbst, „war es nur ein kurzer Stillstand; vielleicht werd' ich bald mit erneuter Schnelligkeit vorwärts schreiten. Der Adler wird wieder schweben über meinem schönen Vaterlande und seine stolzen Schwingen ausbreiten nach allen Himmelsgegenden! Nein, Frankreich wird, kann seinem theuer erkauften Ruhme nicht entsagen! Hat es darum noch vor Kurzem dem ganzen Europa Gesetze vorgeschrieben, um nun, besiegt, geschlagen und ohnmächtig, vom ganzen Europa verspottet zu werden? Helden, von denen jeder Einzelne zum Herrscher geboren war — o der Schmach! beugen sich jetzt demüthig vor einem entnervten Königsgeschlechte und buhlen verrätherisch um seine armselige Gunst, indessen sie ihren Kaiser noch am Leben wissen! Aber der gefesselte Gott wird seine Bande zerreißen und die Treulosen zerschmettern mit seinen Blitzen!"

Zornig verdoppelte Alfred seine Schritte und hatte so, ohne es zu wissen, seine Richtung nach

der Wohnung der Geliebten genommen, die vor einigen Tagen mit ihren Aeltern nach einem nicht weit von Paris gelegenen Landgute derselben gereist war. Die breite Straße hinuntergehend, kam er wieder auf jenes Lied zurück, dessen Endworte er schon in Bertrands Gegenwart citirt hatte. Es war nach dem Abschiede von Fontenaibleau verbreitet worden; Niemand kannte den Dichter. Leise sang es Alfred vor sich hin.

„Geschlagen war der Kaiser;
Als er nun schied verbannt,
Da hat sich manches Auge
In Thränen abgewandt.

Ein Häuflein Braver folgte
Treu der gewohnten Spur,
Die meinten, leben lohne
In seiner Nähe nur.

Doch viele and're Helden
Beschlossen legitim,
Im restaurirten Frankreich
Zu leben, fern von ihm.

Der König war gesetzet
Von Fürsten auf den Thron,

In Schweigen noch verharrte
Die zögernde Nation.

Und wißt ihr, wer vor Allen
Zuerst gefleht um Gnad',
Bereuend Sieg und Schlachten
Auf seinem Heldenpfad?

Das waren jene Männer,
Die Feldherrn allbekannt,
Die mit dem Marschallstabe
Beschenkte seine Hand!

Das waren jene Männer,
Die seinen Ruhm getheilt —
Die sind, wie arme Sünder,
Zum neuen Thron geeilt!"

Jetzt stand Alfred unter den Fenstern Beatricens. Traurig sah er hinauf. Die Gardinen waren niedergelassen; kein Licht im Zimmer. Nach einer Pause endigte er den Gesang.

„In seine Tageblätter
Schrieb Ludwig so mit Leid,
Das ist das Lied, ihr Leute,
Von Treu und Dankbarkeit!"

„Im Namen Napoleons, guter Herr!“ bat eine Stimme hinter dem Capitän. „Ich bitte um einen Sous.“

Der Angesprochene kehrte sich um und sah einen Bettler in zerrissener, dürftiger Bekleidung, der auf der untersten Stufe vor der Hausthür saß. Die Laterne, welche über ihm hing, erhellte in einiger Entfernung einen großen Halbkreis, ließ aber des Bettlers Gestalt im Schatten, so daß Alfred Mühe hatte, seine Gesichtszüge zu erkennen, bis derselbe sich erhob und ihm entgegenhinkte. Er hatte einen Stelzfuß, mit welchem er herzhaft auf die Steine klopfte, gleichsam um Auskunft über seine geflickte Persönlichkeit zu geben.

„Bekomm' ich doch noch am späten Abend eine Gabe!“ sprach er und strich seinen grauen, langherabhängenden Schnurrbart. „Mich friert; die kalten Stufen sind ein schlechtes Lager.“

„Seid Ihr täglich hier?“ fragte Alfred.

„Nein. In der Regel und lieber treib' ich mich in kleinen Gäßchen umher. Zur Abwechselung begab ich mich heute auf diesen Posten — wenn Ihr

wollt, auch auf den Rath einiger guten Freunde. Ah diable! hier wohnen nur reiche Leute, das hab' ich gemerkt; ich ziehe mit leerer Tasche heim. Das ist spashaft!"

„Thor!" entgegnete der Capitän, indem er ihm ein Frankenstück gab. „Wie kann das anders sein? Du sitzest vor den Häusern der Royalisten und bettelst im Namen des Kaisers!"

„Verdamm' mich Gott, ich muß!" rief der Bettler. „Mein Holzbein erinnert mich fortwährend an den kleinen Caporal! Dazu die Medaille, welche, mein' ich, dieses zerfetzte Kostüm nicht verunziert. Herr, habt Achtung vor mir — ich hab' mich in Palästina und Syrien herumgeschlagen! An der Moskwa war's nicht so heiß, aber ich hab' auch dort einheizen sehen. Hui, ich hab' mein Bein zu guter Zeit verloren; ich hatt' es in Rußland nicht erfroren, um es auf deutschem Boden liegen zu lassen. Auch gut! Wär' der Kleine noch da, und ich könnte nicht wieder mitziehn, das wär' ärgerlich. Aber so! Der Krieg ist aus und mein Leib eine Ruine. Jetzt trommle ich mir die alten

Märsche auf dem Pflaster mit dieser hölzernen Lüge. Das wird mir die Polizei nicht übel nehmen."

„Wie nennst Du Dich?"

„Georges."

„Und Dein Familienname?"

„Den hab' ich zum letztenmale in den africanischen Sand an den Pyramiden geschrieben. Dort hat ihn längst der Wind verweht und ich hab' ihn nirgends wieder gelesen. Vergessen, Herr, rein vergessen! Nennt mich Georges. Oh, Ihr solltet von dem alten Georges gehört haben, der mehr Narben auf dem Leibe hat, als Haare im Barte. Alle für den Kaiser! Aber ich geb' Euch mein Wort, ich hätt' doch Appetit nach ein paar neuen Wunden. Wenn nur mein Bein nicht — ratataplan plan plan! — und die Schlacht bei Leipzig — — verzeiht, wenn Ihr mich weinen seht — en avant! Himmelwetter! Die Franzosen müssen zurück. En avant, sag' ich — Herr, es war umsonst! Laßt mich schlafen gehn. Im Namen des Kaisers, Herr, der immer für uns sorgte, ich dank' Euch für Eure Spende."

„Hast Du keine Pension?"

„Ja, von allen guten Bonapartisten, die sie mir auf offener Straße in den Hut geben. Das klingt besser, als wenn ich sagen wollte: die nagelneue Regierung läßt mich hungern und da helf' ich mir mit Betteln. — Laßt mich schlafen gehn, sag' ich, und lebt wohl."

„Bleib noch ein wenig, braver Georges!" bat Alfred, ihn zurückhaltend. „Mache Dir Luft, ich höre Dein Erzählen gern."

— „Ihr sangt das Lied auf die Marschälle," fuhr Georges nach einigem Besinnen fort. „Ich mag über sie nicht urtheilen, aber sie sind besser, als im Liede, mein' ich, besser in ihren Herzen, als in ihren Handlungen. In der neuen Zeit wissen sie sich nicht zu benehmen; sie sitzt ihnen, wie ein enger Rock auf dem Leibe — wird schon einmal platzen!"

„Wie meinst Du, Freund?"

„Liebt Ihr den Kaiser auch?" fragte Georges nach einer Pause.

Anstatt einer Antwort schlug Alfred den Mantel auseinander und zeigte ihm Uniform und Orden.

„Schau, Kamerad!“ setzte er dann lächelnd hinzu und streckte die Hand aus. Der Alte aber trat, ohne sie zu fassen, einen Schritt zurück und legte zwei Finger an seine Soldatenmütze.

„Mit Verlaub,“ rief er, „erst die Honneurs, mein Herr Hauptmann! Präsentirt 's Gewehr!“

„Bei'm Fuß Gewehr!“ commandirte Alfred scherzend, und des Alten Krückenstock klappte auf das Pflaster nieder.

Georges lachte mit Thränen in den Augen.

„Vive l'empereur!“ lallte er mit erstickter Stimme. „O, nun laßt mich Euch näher betrachten!“

Er legte seine braunen Hände auf Alfreds Brust und drängte ihn zugleich an die Laterne. Oh, oh! Schade, Jammerschade um Euch! So jung und der Kaiser schon fort! Was hättet Ihr noch schlagen können; Ihr habt recht ein Ansehn dazu, es weit zu bringen. Doch — die Zeit ist vorbei. Aus, aus!“

„Hoffen wir Alter!“

„Und hier,“ fuhr dieser fort, ihm die Stirn betastend — hier, wenn meine Fingerspitzen und meine von Pulverdampf verdorbenen Augen nicht

lügen, eine gute, eine schöne Narbe! Erlaubt, daß ich Euch umarme; wir sind jetzt nicht im Dienste, und Ihr sollt Euch vor einem Bettler nicht schämen, der im Süden und Norden gefochten hat trotz Einem!"

Alfred drückte dem Invaliden kräftig die Hände, daß er aufstöhnte: „Hui, Ihr habt Mark! — Aber wozu hilft es?" fügt' er mit einem Seufzer hinzu. „Die Zeit ist vorbei!"

„Hoffen wir, Alter!" wiederholte Lenoir. „Ist Elba so fern?"

„Laßt mich nicht daran denken. Ich hab' mit meinem Beine allen Glauben eingebüßt."

„Du wirst den Jungen erzählen von den Thaten der Alten!"

„Ei, das könnt' ich wohl! hab' so Manches erlebt; hab' die Bastille mit stürmen und niederreißen helfen, hab die rothe Mütze lange getragen und viel rothes Blut gesehn.

Allons, enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!

Der Bürger Robespierre verstand den Aderlaß.

Weiß Gott, Capitän, ich gehörte niemals zu denen, die man Royaliſten nennt, aber am ein und zwanzigſten Januar drei und neunzig, als der Bruder des jetzigen Königs ſeinen Kopf hergeben mußte, da hab' ich in meiner einſamen Klauſe geweint, wie ein Kind — denn öffentlich hätt' ich's nicht wagen dürfen. Jetzt iſt das anders, und nächſtens, wie ich höre, ſoll der Leichnam des ſechzehnten Ludwig mit großem Gepränge in der Kirche St. Denis beigeſetzt werden. Gut, gut. Ich gönn' es ihm von Herzen, daß er endlich zur Ruhe kommt. Hu! ich ſeh noch das blanke Beil herniederglitſchen — der Laut: „Es lebe die Republik!" blieb mir, wie faſt Allen, in der Gurgel ſtecken, und nur die gedämpften Trommeln am Schaffot wirbelten."

„Damals war ich noch ein Kind!" ſprach Alfred nachdenkend. „Meine Aeltern waren mit mir ausgewandert und kehrten erſt kurz vor dem achtzehnten Brumaire zurück."

„Richtig!" rief Georges und ſchwang ſeinen Stock. „Am achtzehnten Brumaire gings los. Als ich aus Aegypten wiederkam, hatte der Kaiſer — zu

jener Zeit noch General — schon reine Wirthschaft gemacht. Ein anderes Leben fing an. Wer eine gute Nase hatte, konnt' es ihm schon damals anmerken, daß er Lust zu va banque hatte. Die Federfuchser mußten das Feld räumen — die Zeit der Staatsstreiche ging zu Ende und die Bajonette begannen Befehle zu diktiren. Aus dem Revolutionsei kroch ein junger, kühner Adler, der zur Sonne flog. Im Frühjahre Tausend achthundert vier riefen wir zum erstenmale: „Vive l'empereur!"

„Und ich, als kaum sechzehnjähriger Jüngling," schob Alfred lebhaft ein, „verrichtete da meinen ersten Waffendienst!"

„Im Winter darauf," sprach Georges weiter — sein Auge glänzte und das dünne Haar schien die Mütze wegdrängen zu wollen — „am zweiten December setzte ihm der Pabst in Notre-Dame die Kaiserkrone auf's Haupt. Das war ein Tag der Freude, den wir im nächsten Jahre bei Austerlitz glänzend wieder gefeiert haben! Seitdem Sieg auf Sieg! Ruhm auf Ruhm! Die Königreiche fielen wie Kartenblätter durch einander, und neue wurden gemacht!"

Alfred zog seinen Säbel halb aus der Scheide und stieß ihn prasselnd zurück.

„Ja," rief er, „bei Austerlitz, wo wir — fünf Mann und ein vierzehnjähriger Tambour, der den Sturmmarsch schlug — eine Konone nehmen wollten, die noch von fünfzehn Leuten vertheidigt wurde — "

„Was?" fiel ihm Georges mit einem Freudenschrei in die Rede, — „Ihr? Ihr? Die Kühnheit machte Aufsehn. Ein berittener Jäger hatte den Anführer gemacht. Wetter und Donner, fünf und ein halber Mann gegen eine Kanone mit fünfzehn österreichischen Flegeln!"

„Der Kaiser schickte einen seiner Adjutanten, den Quensburg, an uns ab, der uns zurief: „Halt, im Namen des Kaisers befehl' ich Euch, Kommandant, und Euch, Soldaten, anzuhalten, Position zu nehmen und Euch darauf zu beschränken, den Feind zu beobachten." Wir waren recht bös auf den Kaiser, denn eben wollten wir angreifen."

„Und Ihr wart — ?"

„Der Kommandant hat mir noch lange süß im Ohre geklungen — ja, ich war der berittene Jäger!

Nach der Schlacht hatte ich das Glück, dem Kaiser vorgestellt zu werden, und das blieb niemals ohne Frucht.

„Braver Kamerad!“ jauchzte der Bettler auf. — Eine vorüberfahrende Equipage hinderte ihn, weiter zu reden. Zugleich näherte sich ein Trupp von Männern in lautem Gespräche.

„Halt, bekannte Stimmen!“ sagte Georges. Ehe Alfred Zeit gewann, zu fragen, rief Einer von den Männern im Vorübergehn: „Gute Nacht, Georges!“

„Bist Du noch hier?“ setzte ein Anderer hinzu.

„Wohl zu schlafen, meine Herrn!“ entgegnete der Alte, während sie vorüberzogen.

Der Vorangehende stimmte ein lustiges Lied an. Zwei Nachzügler, die Arm in Arm gingen, summten leise die Arie Gretry's:

„O Richard, o mon roi!
L'univers t'abandonne,
Sur la terre il n'est que moi
Qui s'interesse à ta personne!“

Vor Georges blieben sie stehn. „Es paßt auf

ihn!" seufzte dieser. „Ich sagt' es immer, die Zeit ist vorbei!"

„Noch nicht!" sprach eine rauhe Stimme.

Alfred schlug den Mantel um sich, um nicht durch seine Uniform kenntlich zu werden.

„Ein Freund von Euch, Georges?" fragte der andere Unbekannte.

„Ein braver Franzos!" antwortete der Stelzfuß.

„So lernen wir uns vielleicht kennen!" versetzte Jener und eilte mit seinem Begleiter den Uebrigen nach, die noch immer ihr lustiges Lied jodelten, welches jedoch einen starken Beigeschmack von bitterer Satyre hatte und mit der Klage: „O Richard, o mon roi!" seltsam und schauerlich contrastirte.

Während Alfred den Männern nachschaute, wiederholte Georges brummend: „L'univers t'abandonne!" und schüttelte sein graues Haupt. „Wie sich doch die Zeiten ändern!" sagt' er dann. „Im ersten Herbst der Revolution, bei dem berüchtigten Octoberfeste, bezog man jenen Gesang auf den König Ludwig, und bald darauf setzte es blutige Köpfe deshalb. Die Kopfsteuer der Republik spukte schon

vor. Und jetzt, ein Viertel Jahrhundert später, gilt eben daſſelbe Lied Dem, der der Republik ein Ende gemacht hat! Hui, was wird man noch Alles erleben! Mais n'importe — vive l'empereur! ich bleibe bei meinem alten Spruche."

Damit knöpfte er ſich die alte Soldatenjacke zu und ſchickte ſich zum Heimweg an.

„Gute Nacht, Herr Hauptmann! Es iſt Zeit, daß wir nach Hauſe kommen."

„Du kannteſt jene Leute?" fragte Alfred.

„Wohl, wohl!" antwortete Georges. „Die eben ſind's, die mir den Rath gegeben haben, mein Almoſenglück einmal hier zu verſuchen. Sind freigebige Herrn. Und hört," ſetzte er leiſer und geheimnißvoll hinzu, „wenn Ihr mich nicht verrathen wolltet — ich glaube, ſie haben mehr vor, als ſingen und lachen."

Alfred horchte begierig. „Wie? Sprich!"

„Still, ſag' ich," fuhr der Alte fort. „Wenn ihre Luſtigkeit nicht Schein iſt, ſo will ich mein Holzbein für Fleiſch und Blut halten. Ich treff' ſie hier und da, oft in den niedrigſten Tabernen — das gilt

ihnen gleich. Es sind ihrer Mehrere, und doch kenne ich wahrscheinlich nur den kleinsten Theil. Die Meisten haben unter Napoleon gedient."

„Nun, und was wollen sie?"

„Wer weiß? Sie wittern nach der Stimmung. Ihre spitzen Nasen haben einen feinen Geruch, dafür steh' ich. Man darf nicht Alles sagen, und ich bekümmere mich nicht um Schliche und Ränke. Drein schlagen, wenn's Noth thut, das ist meine Sache — nämlich vorausgesetzt, ich hätte meine Glieder noch beisammen. Lebt für dießmal wohl!"

„Wo sieht man Dich wieder, Alter?"

„Hier kaum. Aber wenn Ihr drüben in jenem Viertel bei meines Gleichen nach dem alten Georges fragt, so wird Euch jedes Kind berichten — ich meine, Ihr werdet nicht leicht eine Fehlfrage thun. Adieu, mon capitaine!"

So trennten sie sich. Alfred befand sich in einer wunderbar gemischten Stimmung. Hoffnungen und Besorgnisse hielten sich so gleichmäßig die Wage, daß er nicht wußte, ob diese mehr das Lächeln jener in

seiner Brust trübten, oder umgekehrt, ob jene mehr die bangen Vorgefühle belächelten.

Lenoir hatte zwar in Zeiten des Sturmes, dem er stets unerschrocken seine Brust entgegengedrängt, seinen Charakter gestählt. Unentschlossenheit war niemals seine Sache gewesen — seine Compagnie rühmte seine Entschiedenheit. Mehrmals hatte er durch die Raschheit, mit der er seine Entschlüsse ausgeführt, dem Feinde in kleinen Gefechten großen Schaden zugefügt. Ihm war wohl in der Fülle von Begebenheiten. Das hatte sich aber nun ganz anders gestaltet. Der Sturm, der von außen her erfrischend zu seinem Ohre und Herzen geklungen, hatte sich gelegt. Eine drückende Schwüle, die ihm bei seinem unruhigen Temperamente nur noch lästiger ward, hemmte sein freies Geisteswirken. Er sollte zurückgehen in sich selbst, prüfen, grübeln, berechnen, was zu thun sei; er sollte auf seiner Hut sein, sollte unsichtbar lauernden Gefahren aus dem Wege gehen, sollte vorsichtig den Boden untersuchen, auf welchem er stand und der unter ihm zusammenbrechen, ihn verschlingen konnte, ohne daß er sich dagegen zu wehren vermöchte. Er mußte die Gelegen-

heit zu neuen Thaten in weiter Ferne suchen und sich vor der Hand begnügen, eine sichere Stellung einzunehmen, oder wohl gar im Hinterhalte zu liegen. Dazu war er nicht geschaffen; er konnte sich auf diesem neuen Felde, auf dieser öden Haide der Passivität nicht zurechtfinden und ließ seinen Ungestüm, weil demselben kein äußerer Gegenstand geboten war, am eignen Herzen zehren. In der That war Alfred in Gefahr, sich selbst aufzureiben, und sein Kriegsgenosse Bertrand schien wenig geeignet, Oel in diese stürmenden Wogen zu gießen. Alfred traute dem Freunde nicht, dessen Rathschläge er verwarf, obgleich er die Befolgung derselben als ein wirksames Mittel erkannte, das Heil seiner Zukunft zu sichern. Aber sollte er eine Creatur des Hofes werden? Er war zu stolz dazu. Es war ihm keineswegs verborgen, daß seine Schritte beobachtet würden. Selbst Beatricens Aeltern zeigten sich mißtrauisch und hatten zu wiederholten Malen gegen ihn den Wunsch ausgesprochen, er möge mit Entschiedenheit die Parthei der gegenwärtigen Regierung ergreifen. Er wußte wohl, was sie damit verlangten und war bisher einer nähern Erklärung ausgewichen.

Dem Hofe waren seine Kenntnisse gerühmt worden — von wem? war ihm unbekannt — man hatte ihm durch dritte Personen eröffnen lassen, daß ihm kein Hinderniß in den Weg gelegt werden solle, wenn er um eine Stelle, die seiner Ausbildung bei der jetzigen Lage der Dinge förderlicher, als der Militärstand, sei, anhalten werde, und ihn zugleich auf die etwaigen schlimmen Folgen einer Weigerung aufmerksam gemacht. Bertrand, wie wir gehört, hatte in demselben Tone zu ihm gesprochen, ja, er schien noch mehr zu wissen, als er sagte. Alfred wankte jedoch nicht. Konnte er auf der gewohnten Bahn nicht mehr vorwärts schreiten, so wollt' er wenigstens auf seinem Interimsposten — wie er sich ausdrückte — unverrückt verharren. Ihn zu verlassen, hielt er, seinen Ansichten gemäß, für eine erniedrigende Handlung.

Die heutige Zusammenkunft mit dem alten invaliden Kriegsmanne hatte ihm von neuem das Gemälde der glanzvollen Kaiserherrschaft mit frischen Farben vor die Augen geführt. Die räthselhaften Männer waren ihm, wie Propheten erschienen, die

ihm einen Blick in die Zukunft gestatteten. Dazu hatten die geheimnißvoll-deutsamen Worte Georg's: „Ich glaube, sie haben mehr vor, als singen und lachen!" ein immer wiederhallendes Echo in seinem Ohre gefunden. Seine Phantasie flüsterte ihm bereitwillig von einem großen, weit ausgebreiteten Bündnisse, das den vorigen Zustand der Dinge wieder herzustellen trachte. Er frohlockte in seinem Innern. An dem Vorhaben der Verbündeten jedoch keinen thätigen Antheil zu nehmen — das war bei ihm beschlossene Sache und würde es gewesen sein, auch wenn er der Geliebten nicht das Versprechen gegeben hätte, sich ruhig zu verhalten. Er verschmähte es, Mitglied einer Verschwörung zu sein. Sein Wesen war zu offen und faltenlos, als daß er hätte auf krummen Wegen gehen mögen. Nur wenn die Stimme des ganzen Volkes sich gegen die Restauration des Bourbonenthums erheben würde, nur dann erst wollte er ihr, als der Stimme Gottes, Gehör geben und ihrem Rufe folgen. Daß derselbe sich bald werde vernehmen lassen — in diesem Gedanken fand er unterdessen keine geringe Beruhigung.

Mit dem besänftigenden Hauche des Friedens zog eine süße Wehmuth in seine Brust und mahnte ihn an Beatricen, die er in der letzten Zeit sehr wenig gesehen hatte. Eine Thräne näßte sein Auge — er hielt sie nicht zurück. Die Sehnsucht nach der Geliebten weinte sie.

„Kannst du noch weinen, weil du ihren Anblick entbehren mußt? Hast du es wirklich noch nicht verlernt?" sprach er zu sich. „Thörichter! Oft genug hast du es vermieden, ihr unter die Augen zu treten, denn du wähntest in denselben einen Vorwurf zu lesen. O, konnte dich die Liebe nicht hinwegheben über diese kleinlichen Bedenklichkeiten? Darf meine Liebe jener zarten Blume gleichen, die verschämt ihre Blätter verschließt bei der leisesten Berührung, bei einem blosen Hauche? Darf die Liebe in einer Heldenbrust scheu zurückbeben vor dem Blicke eines Mädchens?"

Er preßte die Hand auf das Herz und zog die Stirne in Falten.

„In einer Heldenbrust?" setzte er mit starker Betonung hinzu, und ein spöttisches Lächeln flog über

seine Lippen. Er sprach sich selbst Hohn in der Wiederholung dieser Worte. Sein Kriegerstand ohne Kampf und Gefahren war ihm unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht selten, wie ein leeres Blatt, vorgekommen, und seitdem er vollends als Beurlaubter sich in der Residenz befand, belästigte ihn seine Lage mehr, als jemals.

Wochenlang war er nicht zu Beatricen gegangen; er kämpfte mit Gewalt gegen das Bedürfniß seines Herzens — er wagte nicht, sich den Wonnen der Liebe zu überlassen. Gewohnt, dieselben als Lohn für eine Wunde, eine kühne Unternehmung, einen theuer erkauften Tag zu genießen, entsagte er ihnen freiwillig, verführt von einem falschen Schaamgefühle, und quälte sich unaufhörlich selbst, ohne zu bedenken, daß er zugleich der Geliebten bittere Schmerzen bereite und sie an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln zwinge.

Heute fiel ihm dieser Gedanke zum erstenmale schwer auf die Seele, als er auf menschenleerem Wege nach seiner Wohnung schlich. Ein namenloses Verlangen überkam ihn, Beatricen, das sanfte, duldende Mädchen um Vergebung zu bitten, ihr zu schwören,

daß er sie noch mit eben demselben Feuer liebe, wie ehemals, daß er nie aufhören werde, sie zu lieben. Sein Herz war aufgegangen, der grübelnde Verstand, welcher ihn oft betrügerisch gewarnt hatte, Glück ohne Ruhm für möglich zu halten, verstummte plötzlich. Desto lauter sprach jenes.

„Ja," gelobte sich Alfred, „du sollst durch mich nicht unglücklich werden, ich will dir deine schöne Liebe vergelten — zweifle nicht an der meinigen, mein Engel! Niemals soll dir wieder eine umwölkte Stirn, ein finsterer Blick zeigen, was mich innerlich bestürmt; ich fühle — ein Gott deckte die verborgenen Falten meiner Seele auf — ich fühle, daß dein treues Herz mir Ersatz bieten kann für tausend getäuschte Hoffnungen und mißlungene Entwürfe. Von nun an will ich diesen ohnmächtigen, verzehrenden Gram von mir werfen, will aus deiner reinen Seele Freudigkeit schöpfen und dem Schicksale danken, daß es mir dich und deine Liebe schenkte. Die Zukunft wird nicht so trüb und öde sein — ein finsterer Wahn hielt mich umfangen, wie ein dichter Schleier — er ist zerrissen und eine wohlthuende Klarheit bringt zu meinem entfesselten Auge."

Diese Art, zu denken und zu empfinden, war kein Widerspruch im Charakter Alfreds, des aus dem Kampfe auf dem Schlachtfelde in einen gefährlicheren Kampf mit sich Zurückgekehrten. Seine Natur machte sich nur plötzlich Luft. Er war, ungeachtet seiner schnellen Entzündlichkeit, sanft und mild. Von den Verhältnissen schon als Knabe fortgerissen, noch mehr von der Größe des Napoleon'schen Genie's gefaßt, verzaubert, hatte er sich manche Züge angelebt, die ihre Quellen nicht in dem Grundelemente seines Wesens hatten. Man kann annehmen, wäre er im Frieden geboren und erzogen worden, so würde seine Schwärmerei, die ihm eigenthümlich war, sich vielleicht, sogar wahrscheinlich, ganz anderen Gegenständen zugewendet haben, als dem rauhen Handwerke des Krieges. Der Lärm desselben hatte die zarteren Töne seines Innern übertäubt, die früher oder später wieder wahrnehmbar werden mußten. Er war nicht ganz der Mensch, für den er selbst sich hielt, und kannte die Forderungen seines Herzens nicht in ihrem vollen Umfange.

Da Alfred sich dem kleinen Hause näherte, in

welchem er mit seiner Mutter wohnte, bemerkte er noch Licht.

„Die Gute wartet auf mich!" sprach er vor sich hin und schloß die Hausthür auf. Leise schlich er die Treppe hinan, den Säbel fest an sich haltend, daß er nicht klirren möge. Leise trat er in das Stübchen.

„Du wachst noch, Mütterchen?" sagt' er mit liebevollem Vorwurfe. „Vergib, ich habe mich ein wenig verspätigt. Aber Du hättest Dich sollen zur Ruhe begeben.

„Gut, daß Du da bist!" entgegnete die Mutter und schlug den Schirm von der kleinen Lampe zurück, bei deren mattem Scheine sie in der Bibel gelesen. Ich habe Sorge um Dich getragen, weil Du immer zeitig nach Hause kommst. Dir ist doch nichts begegnet?"

„Nichts, meine gute Mutter, nichts Unerfreuliches!" antwortete der Sohn lächelnd mit sanfter Stimme, die kaum dem feurigen Krieger anzugehören schien.

„Du bist heiter. Warst Du bei Beatricen?"

„Sie ist noch nicht zurück. Aber im Geiste bin ich bei ihr gewesen. Sie muß meine Nähe gefühlt haben, wenn Liebe ein Bote und Dolmetscher für die entfernte Seele ist!"

Er schwieg eine Zeitlang und versank in stilles Sinnen. Dann fuhr er fort: „Ja, Mutter, ich bin recht glücklich in diesem süßen Aberglauben. Ich bilde mir ein, daß jeder Liebeston meiner Seele heute in Beatricens Herzen nachgeklungen, jeder Gedanke sich in ein lächelndes Traumbild verwandelt habe und vielleicht jetzt eben ihren Schlummer beglücke."

„So hab' ich Dich lange, lange nicht gesehen, mein guter Alfred!" sagte die Mutter verwundert und gerührt, die Hände, wie zum Gebete faltend.

„Und wenn sie aufwacht," sprach er weiter, dann wird sie mein gedenken, wird bei'm Gedanken an mich ihre Morgenandacht vergessen, und die Engel des Himmels werden sich über diese unschuldige Vergessenheit freuen. O, wundere Dich nicht, geliebte Mutter, daß ich so rede; nenne es keine Veränderung meines Wesens, indem es sich in weichen Liebesklängen harmonisch auflöst — ich fühle mich dennoch ganz mich

selbst in diesem Augenblicke, so stark, so frei und muthig."

An der Mutter breiten Lehnstuhl gestützt, drückte er ihre Hand an sein heftig schlagendes Herz. Sie bewegte die Lippen und konnte nicht sprechen. Die Freude nahm ihr die Worte. In banger, schweigender Betrachtung schaute der Sohn in ihr bleiches Antlitz; ein wehmüthiger, mitleidiger Zug schwebte über das seinige, wie eine Verkündigung der nachfolgenden Rede.

„Meine gute Mutter," hub er an. „Eine schöne Weihe waltet über dieser heiligen Stunde; mir ist's, als schaue das Schicksal selbst tröstend, lächelnd, glückverheißend auf uns nieder. Laß mich Dir sagen, was mein Herz bedrängt und erquickt! Du warst mein guter Genius, Mutter, von meiner Wiege an; ich war niemals verlassen, denn Du warst ja bei mir, war ich auch noch so fern, schmiegte sich auch keine treue Brust an die meinige. — Damals, als ich auf fremder Erde, schwer verwundet, hilflos darniederlag; als ich, selbst vom schwarzen Flügel des Todes nah umrauscht, die Botschaft vom Tode des Vaters empfing

— ach, damals war es Eins, was meine sinkenden Lebensgeister aufrecht erhielt — Dein Bild, Dein ehrwürdig heiliges Bild! Ich wußte, daß Du heiße Wünsche für mich zum Himmel sandtest; wie hätte ich verzweifeln können? Ich genas langsam. Und als mit meiner Wunde auch die tiefere, innere geheilt war, die mir des Vaters unersetzlicher Verlust geschlagen hatte, als ich wieder in die Reihen der Genossen eingetreten, um dem Fluge unserer Adler zu neuen Siegen zu folgen, da, da hab' ich oft unter den Donnern des Geschützes, mitten im Geräusch der Waffen mich gefragt: „Wie mag es der Mutter daheim gehen, der einsamen, armen Wittwe, die auch den einzigen Sohn nicht einmal ihr eigen nennen kann?" So hab' ich mich gefragt, während die mörderische Schlacht meine Kameraden mir zur Seite niederstreckte; während ich über die Sterbenden hinwegschritt und jeden Augenblick die Kugel erwarten konnte, die mich zu den Brüdern betten würde. Doch die Gefahr schmeichelte mir, wie der Löwe der Unschuld des Kindes, und der Tod wagte nicht, mein geweihtes Haupt zu berühren, denn Dein segnender Geist, Mutter, um-

schwebte, umflüsterte mich: „Ich liebe Dich, meine Liebe wird Dich schirmen!“

„Mein theurer Alfred,“ stammelte die Mutter unter Thränen, „ich habe nie an Deinem Herzen gezweifelt — “

„Und doch,“ unterbrach sie jener mit einem schmerzlichen Seufzer, „ach, und doch hab' ich nicht immer gethan, wie ich sollte! Oft hab' ich Dich durch Laune, Mißmuth, Leichtsinn, Widerspruch gekränkt, oft hab' ich Deine besorgten Blicke, Deine stillen Thränen nicht verstanden, und erst, wenn ich wieder von Dir geschieden war, hab' ich eingesehen, wie lieb und gut Du es mit mir gemeint. Meine herzlichste Reue konnte aber die Bekümmernisse nicht ungeschehen machen, die meine Heftigkeit, mein übermüthiger Sinn frevelnd an Dir verschuldet hatte.“

„Bürde Dir keine Schuld auf, mein guter Sohn! Die Jugend hört nun einmal nicht immer auf die bedächtigen Sprüche der Alten, und besonders dem Soldaten, der nicht Zeit hat, rechts und links zu sehen, sondern unaufhaltsam vorwärts getrieben wird, ist es

am allerwenigsten zuzumuthen! Du bist immer gut gewesen, Alfred."

Die Alte strich, indem sie dieß sagte, sanft mit der magern Hand über des Sohnes braune Wange. Dieser schüttelte ungläubig das Haupt.

„Wie oft," fing er von neuem an, „hast Du müssen für mein Leben zittern, Mutter, wenn ich in den Kampflinien stand — nun ist kein Kampf mehr, Du aber hast nicht verlernt, Sorge um mich zu tragen, entziehst Dir den kostbaren Schlaf, wenn ich ein paar Stunden länger ausbleibe, als gewöhnlich. Ach, ich bin recht undankbar gegen das Schicksal, daß ich an meinem Glücke zweifle!"

„Der Himmel wird Dir Glück und Heil verleihen!" sprach die Mutter und richtete das feuchte Auge in die Höhe. — „Und wenn ich nicht mehr bin, dann wird Beatrice ihre Liebe verdoppeln —"

Alfred fiel ihr in's Wort. „Mutter, meine theure Mutter," bat er, „sprich nicht vom Sterben! Gott wird Dich mir und meiner Beatrice noch lange erhalten und Dir frohe Tage schenken!"

Er sank am Lehnstuhle auf die Kniee nieder, und die Alte legte ihre Hand auf des Sohnes Haupt. Ihr stummer Segen durchbebte sein Herz mit heiligen Schauern. Nach langer, feierlicher Pause hob er dankend, lächelnd den Blick zu ihr empor und stand auf. Auch sie lächelte. —

Von der Straße herauf ließen sich jetzt Tritte und Stimmen vernehmen. Alfred trat an's Fenster.

„Horch, das ist eine Mahnung für mich!" sprach er, während sanft und traurig das Lied ertönte:

„O Richard, o mon roi!
L'univers t'abandonne,
Sur la terre il n'est que moi,
Qui s'interesse à ta personne!"

Er öffnete das Fenster und sah auf die enge Straße hinunter. Eben wollte er sich zurückziehen, als eine Stimme rief: „Hüte dich vor Bertrand! Wir sehen uns wieder. Gute Nacht."

Die Mutter hatte abgebrochene Laute gehört, ohne sie verstanden zu haben.

„Sind es Bekannte von Dir?" fragte sie.

„Wahrhaftig, es scheint so!“ antwortete Alfred betroffen. Dann bat er die Mutter, sich schlafen zu legen, und begab sich selbst nach seinem Gemache, wo er erst spät den Schlummer finden konnte.

Zweites Bild.

Die Verlobung.

Beatrice war mit ihren Aeltern wieder in Paris eingetroffen. Drei Tage waren bereits verflossen, und Alfred hatte sich noch nicht sehen lassen. Diese Vernachlässigung setzte sie in eine unbeschreibliche Unruhe. Stündlich wartete sie auf seinen Besuch, wenigstens auf einen Brief von ihm. Doch vergeblich. Sie vermuthete, daß plötzlich sein Urlaub zu Ende gegangen, daß er nicht mehr in der Hauptstadt sei. „Aber weshalb schreibt er mir nicht?" Diese Frage wiederholte sie sich ohne Unterlaß und immer hatte sie eine entschuldigende Antwort für ihn. Je länger er schwieg, desto banger ward ihr. Sie prüfte sein Betragen während der letztvergangenen Monate — ach, und mehr, als ein Grund zu quälenden Besorgnissen schlich sich, tausendmal zurückgewiesen, stets von neuem in ihr trauerndes Herz.

Was aber das Beängstigendste für sie war — sie hatte Niemanden, dem sie ihre Sorgen mittheilen konnte. In stiller Einsamkeit nur durfte sie sich ausweinen; nur leblose Gegenstände sahen ihre Thränen, vernahmen ihre Seufzer. Wie mit theilnehmenden Freundinnen, sprach sie mit ihren Blumen — die frischaufgeblühten lächelten ihr süße Hoffnung und Trost entgegen, die verwelkenden dünkten ihr bleiche Leidensgenossinnen, welche sie mit trüben Augen anschauten, als wollten sie sagen: „Wir wissen am besten, was dich bekümmert!“

Wenn sie an das Fenster trat und den Schnee, welcher die Dächer bedeckte, von der Mittagsonne geschmolzen, herniedertropfen sah, dann war es ihr, als ob die Häuser weinten über all' den Jammer und das Elend, welches in ihnen wohne, und ihre eignen heißen Thränen flossen reichlicher zugleich mit den kalten Wintertropfen. „Doch sie werden vergehen und versiegen, wenn der lachende Frühling kommt!“ flüsterte sie leise und setzte leiser hinzu: „Auch die meinigen? Auch meine Thränen?“

Die Musik gewährte ihr oft Beruhigung. Wie

weinende Kindlein, sang sie ihre Schmerzen mit sanften Wiegenliedern ein, und wenn sie selbst entschlummerte, so kamen die Träume und brachten ihr holde, freundliche Gestalten, die jene Töne schmeichelnd wiederholten.

Beatricens Aeltern, besorgt um den heimlichen Kummer ihrer Tochter, bemühten sich zwar, sie wieder aufzurichten und für die Freuden des Lebens empfänglich zu machen, wählten jedoch zu diesem Zwecke unrechte, ja sogar ungerechte und deshalb unwirksame Mittel. Seit Napoleons Abdankung hatten sie Beatricens Verlobung mit einem Bürgerlichen als voreilig bereut. Lenoirs Muth und Offenheit, seine Aussichten auf eine glänzende Laufbahn hatten sie seine niedrige Geburt, in einer Zeit, wo nur das Verdienst über die Stellung im Staate entschied, vergessen lassen. Sie hatten sich in die Verhältnisse ergeben, weil ihnen nichts Anderes übrig blieb, und weil sie nicht erwarten durften, daß der Kaiserthron so plötzlich zusammenstürzen würde. Er stürzte zusammen, und der alte Adel — das konnte nicht fehlen — erhob wieder sein Haupt, bemächtigte sich des Hofes und somit des

höchsten Einflusses, der, ungeachtet der Freiheit und Gleichheit versprechenden Charte, ungeachtet des guten Willens, den der König hegte, möglich gemacht wurde.

Herr von Cruſſol — Beatricens Vater — hatte, anfangs aus harmloſer Abſicht, die Blicke der neuen Regierung auf ſeinen künftigen Schwiegerſohn gelenkt, den er zum Royaliſten umzuſtempeln geſonnen war. Da er jedoch an ihm ein allzuſpröbes Metall fand, ſo nahm er zu Intriguen ſeine Zuflucht und machte Lenoirs Stellung, deſſen wahre Geſinnungen nun an den Tag kamen, gefährlich. Außerdem war Alfred ſelbſt von dem Vorwurfe der Unvorſichtigkeit keineswegs frei zu ſprechen. Er hatte ſeine Patente, welche, da die Unglücksfälle von 1812 und 13 dazwiſchengekommen, ohne Unterſchrift des Kaiſers geblieben waren, nach deſſen Fall zur Unterzeichnung eingeſandt, in der Hoffnung, die neue Regierung werde ſie, als einen letzten Willen Napoleons, ehren und vollziehen. Wider ſein Erwarten jedoch ertheilte man ihm, ſowohl im Betreff des Majorats, als des höhern Grades bei der Armee, eine auf Schrauben geſtellte, ausweichende Antwort. Dadurch verletzt, kam

er mit einem neuen Schreiben ein, das, in ziemlich leidenschaftlichen Ausdrücken abgefaßt, bis jetzt ohne Erledigung gelassen worden war. Dagegen wurde sein Gesuch um einige Monate Urlaub, den er auf Herrn von Crussols Veranlassung nahm, um seine Geschäfte in der Hauptstadt persönlich zu betreiben und sein Avancement sicherer zu befördern, sogleich bewilligt. Diese Willfährigkeit dünkte ihm von guter Vorbedeutung; bald jedoch mußte er darin das Gegentheil erkennen, und Bertrand verabsäumte nicht, ihm manchen warnenden Fingerzeig zu geben. So friedlich und einig die beiden Freunde mehrere Jahre hindurch im Felde zusammen gelebt hatten, so widersprechend in ihren Ansichten zeigten sie sich in den neuen Zeitumständen. Es schien, als ob die Freundschaft, welche der Krieg geschlossen und befestiget, vom Frieden wieder gelöst werden sollte. So haben bedeutende Ereignisse und Begebenheiten nicht allein auf das Leben ganzer Völker einen entscheidenden Einfluß, sondern ihre Wirkungen erstrecken sich auch auf Privatverhältnisse, auf die Beziehungen Einzelner zu einander, gestaltend, verändernd, lösend, bindend, versöhnend und entzweiend.

Der Mann mag da in der allgemeinen Erschütterung ausdauern, wenn nicht alle Säulen seines Lebens zusammen getroffen werden; aber des Weibes zartes Herz ist ein Gefäß, ganz von einem Inhalte — der Liebe — gefüllt; die Liebe ist sein Blut, sein Leben, der Sitz des Lebens selbst, wo jede Wunde tödlich wird. Schon quälte die arme Beatrice das Vorgefühl der Todeswunde; sie sah den Stahl auf sich gezückt, an dessen Spitze ihr Dasein hing, und der sie jeden Augenblick vernichten konnte.

Herr von Crussol machte indessen Pläne auf Pläne, seine Uebereilung — so nannte er seine Zustimmung in die Verbindung Beatricens mit Lenoir — wieder ungeschehen zu machen. Seit längerer Zeit war er schon gegen diesen erkaltet, und seitdem er vergebens gesucht hatte, ihn zu seinen Ansichten und Zwecken herüber zu lenken, hatte er ihn nicht allein aufgegeben, sondern auch mit Groll und Zorn aus seinem Herzen verwiesen. Dabei ließ er es jedoch nicht bewenden — er strebte vielmehr darnach, ihn auch aus der Tochter Herzen zu reißen, indem er Alfreds Treue bei ihr verdächtigte.

Sein Mißtrauen war allerdings durch dessen Betragen nicht ohne Grund rege geworden. Eines Morgens trat er unerwartet in das Zimmer seiner Tochter, die eben in einem Gespräche mit einem weitläufigen Verwandten, dem Grafen Emil, begriffen war, und brachte in Anwesenheit desselben sogleich die Rede auf Lenoir. Ueber diesen nun äußerte er sich auf eine so geringschätzig vornehme Weise, daß sich Beatrice auf das Höchste verletzt fühlen mußte. Der Graf, dem das Verhältniß nicht unbekannt war, sprach einige Worte zu Gunsten Alfreds; da aber sein verständiger Widerspruch übel aufgenommen ward, so schwieg er still und war zartfühlend genug, sich bald darauf unter einem Vorwande zu entfernen. Als Herr v. Crussol mit Beatricen allein war, machte er in ernstem Nachdenken einige Gänge durch das Zimmer, setzte sich dann neben die Tochter, welche ihre Thränen nicht verbergen konnte, und redete sie mit milder Stimme an.

„Glaube mir, mein Kind," sprach er, „daß ich Dein Bestes will! Ich sehe Dich bleich und traurig. Du suchst die Einsamkeit, Dein Frohsinn ist dahin; Soll mir das keine Sorge machen? Und wenn ich

ernstlich nach dem Grunde frage, was wirst Du mir antworten, wenn Du aufrichtig bist?"

Beatrice wollte sprechen; er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und fuhr fort: „Sag' keine Unwahrheit; ich weiß nur allzugut, was Dich drückt! Aber Du wirst es zu spät einsehen, wenn der Verrath schon geschehen ist!"

„Verrath, mein Vater?" fuhr das Mädchen erschrocken auf und legte die Hand auf das Herz. — „O, nennen Sie nicht das abscheuliche Wort; es wäre furchtbar, wenn Sie Recht haben könnten!"

„So seid Ihr nun!" entgegnete der Vater, mißmuthig die Stirn faltend. „Anstatt Euch zu fassen, einen schwarzen Stein, der im Wege liegt, zu überspringen, wie dieß so leicht möglich wäre, bebt Ihr zurück, wie vor einem unübersteigbaren Felsen, und gebt gleich alle Hoffnungen auf. Das Leben legt uns dergleichen schwarze Steine nur allzuoft vor die Füße — wir aber sollen nicht den Muth verlieren, es kommt auch wieder ein glatter, ebner Pfad. — Hör', Beatrice, Du bist mein einziges Kind — hab' ich Dich dazu erzogen, daß ein armseliger Liebesroman —"

„Reden Sie nicht aus, mein Vater!“ unterbrach ihn Beatrice hastig. „Wollen Sie das Herz Ihrer Tochter schmähn, das sich keines Fehls bewußt ist? — Ich habe,“ fügte sie mit schmerzlichem Ausdruck hinzu, „nicht gelernt, mit meinen Empfindungen zu spielen. Bin ich getäuscht, was Gott verhüte, und was ich nicht glaube, wohl, so will ich mit mir abschließen, wie ich kann — aber haben Sie Geduld mit mir und trauen Sie mir nicht den Leichtsinn zu, daß ich eine Katastrophe von dieser Wichtigkeit, wie eine schale Komödie ansehen könnte!“

„Du sprichst entschieden,“ versetzte jener mit verhaltenem Zorn. „Und fast klingen Deine Worte, wie ein Vorwurf für mich. Wahrlich, es thäte Noth, daß ich den Undankbaren höflich einlüde, doch ja bald wieder uns die Ehre seines Besuches zu gönnen, ihn um Vergebung bäte, falls ich ihn sollte beleidigt haben. — Er sollte wenigstens mehr Achtung vor mir an den Tag legen. O, Du weißt nicht, meine Tochter, was ich im Stillen für ihn gethan habe, um ihn bei Hofe unterzubringen! Hätte er meinen Ansichten gemäß gehandelt, so wäre ihm jetzt schon der Weg zum

Glücke gebahnt, dahingegen er nun das Mißtrauen der Regierung auf sich gelenkt hat. Wer weiß, was kommen mag?"

„Setzen Sie sich in seine Lage, mein guter Vater," erwiederte Beatrice begütigend. „Darf man Jemanden zwingen, seine Grundsätze einem sehr zweideutigen Glücke aufzuopfern? Darf sich in Frankreich nicht ein Jeder für den bekennen, der er nach seiner besten Ueberzeugung ist?"

Herr von Crussol lachte höhnisch. „Beste Ueberzeugung!" sprach er dann. „Er hängt an einem Phantom! Schon unsertwegen — Deinetwegen sollte er davon lassen! Ganz Frankreich war des Despoten müde und erholt sich wieder unter seinem rechtmäßigen, milden Herrscher; der Adel tritt wieder in seine Rechte — den Gewerbetreibenden ist wieder die Aussicht eröffnet, sich ein Eigenthum zu erwerben durch ungestörte Thätigkeit; ihre Besorgniß, daß sie und ihre Söhne zum endlosen Waffendienst gezwungen werden möchten, ist vorüber. Wenige Thoren bilden sich ein, die Zeit der Soldatentyrannei, die in ihrer Fortdauer unser Vaterland entvölkert haben würde, werde wieder-

kommen. Sie mögen sich vorsehen! Man spricht von Verschwörungen, und Lenoir —"

„Hat keinen Antheil an ihnen!" ergänzte die Tochter schnell. „Er ist edel und wird immer eine offene Stirn zeigen."

„Auch gegen Dich?" fragte der Vater spöttisch; „gegen Dich, die ihm am nächsten steht? — Warum läßt er sich nicht sehen? — Nennt er das Liebe?"

Beatrice schwieg und trocknete sich die Thränen von den gesenkten Wimpern. Der Vater fuhr fort: „Alfred ist, wie viele Andere, ein Mann dessen, der ihn emporgehoben, und ohne ihn — nichts! Er war gewandt, tapfer und liebenswürdig — ich gebe es zu — so lange Bonaparte herrschte; die Tage sind, Gottlob! vorbei, und ein Schatten ist von ihm übrig geblieben. Suchtest Du in Lenoir noch jetzt den stolzen, muthigen Jüngling von sonst, Du würdest Dich arg betrogen finden. Wie sich selbst, hat er Alles und — auch Dich aufgegeben. Da hast Du die Lösung Deines Räthsels! Mein Rath wäre, Du sähest die Dinge, wie sie stehen, mit etwas ruhigerem Auge an, noch ist die Verlobung nicht öffentlich angezeigt —

noch kein Schritt geschehen, der nicht zurückgethan werden könnte; Du bist jung, und ich bin reich an Mitteln und Einfluß. Ueberdieß bedenke, daß wir unserm angestammten Herrscherhause Rücksichten schuldig sind, ich könnte sagen, auch unsern Verwandten und der Ehre unseres Stammes, unserer Familie!"

Als Beatrice in ihrem starren Schweigen verharrte, ging er auf den Grafen Emil über, der kürzlich von seinen Reisen heimgekehrt war, um sich in Paris niederzulassen und, wie er vorgab, sich um eine Hofcharge zu bewerben. Seit dieser Zeit ging er fast täglich im Hause des Herrn von Cruffol ein und aus, welcher ihn durch auffallende Zuvorkommenheit und Freundlichkeit an sich zu fesseln gesucht hatte und jetzt Beatricen nicht undeutlich merken ließ, daß er ihn noch näher sich verbunden zu sehen wünsche.

Die arme Tochter zitterte, wie ein Lamm unter dem Messer des Opferers, und die ungewohnte Zärtlichkeit des Vaters peinigte ihre Seele nur noch mehr. Sie konnte kein Wort erwiedern, als er ihr die Wangen streichelte und sie sein verständiges, gehorsames

Mädchen nannte. Erst, nachdem er sie verlassen, athmete sie wieder freier. — Ihr Geist schwankte umher, ohne einen bestimmten Anhaltspunkt zu finden. Sie lag in einem wachen Traume auf dem seidenen Divan hingestreckt; die Locken fielen über ihr vor Bekümmerniß gebeugtes Haupt nieder und sogen, gleich den gesenkten Zweigen der Trauerweide, die von den Wellen des Baches trinken, ihre unaufhaltsam rinnenden Thränen ein. Vor ihre Füße fielen die Blätter einer zerpflückten Monatsrose, welche sie in der Hand gehalten. Sie weinte lange, lange, in fieberhafter Aufregung, das Auge starr auf den Boden geheftet.

Der grüne, mit weißen Blumen durchwirkte Teppich, welcher im Zimmer ausgebreitet lag, schien sich ihr zu beleben; Halme keimten, Knospen brachen auf, zahllose Röschen drängten sich durch grüne Blätter;*) im Grase zirpte hier und da leise eine Grille. —

*) Auf der grünen Fläche erschien durch Vermittelung des Weiß, dem langgefesselten Auge Beatricens nothwendig das Roth, die dritte Hauptfarbe zu den im Grün enthaltenen Farben Blau und Gelb.

Anm. d. Verf.

Beatrice lauschte — ihre Thränen flossen sanfter, ihr Odem wurde ruhiger — ein Gefühl unnennbaren Wohlbehagens, wie es vielleicht ein schmerzlos Verscheidender haben mag, schlich in süßer Ermattung durch ihre Glieder. Sie glaubte sich auf eine lachende Wiese in einer Frühlings-Mondnacht versetzt. Weiche Weste spielten mit ihrem aufgelösten Haar; in der Nähe rauschte ein kühler Bach und flüsterte von Mährchen und Abenteuern, und aus der Ferne herüber klangen die Lieder der Nachtigallen, bald wehmüthig klagend und trauernd, wie um ein verlornes Gut, bald triumphirend, aufjauchzend, jubelnd, wie über ein errungenes Paradies.

Beatricens quälende Schmerzen schienen sich in die Poesie des Schmerzes selbst vergeistigen und verklären zu wollen; gleich einem wallenden Trauergewande, legte dieser sich um die jugendlich blühenden Reize der Lust, und die Töne dieser Lust und des Weh's vereinigten sich zu einem bezaubernden Akkorde, aus welchem eine sanfte Weise sich gestaltete, ein süßes Lied voll unendlicher Schmerzens-Wollust!

Mit immer rascher klopfendem Herzen erwachte Beatrice aus ihrer berauschenden Träumerei; die holden Gestalten ihrer Imagination verschwanden und verschwebten langsam vor ihrem erstaunten Auge. Dämmerhelle floß durch das Zimmer. Das schwärmende Mädchen kam sich vor, wie eine Fee, die Menschengestalt angenommen, um sich einer menschlichen Leidenschaft zu überlassen. Die Gesänge, die sie noch eben vernommen, waren plötzlich verstummt, aber ein summender Nachhall, eine klingende Erinnerung wiederholte leise die Melodieen des Traums.

Beatrice hatte sich erhoben und an das Instrument gesetzt. Draußen schlug kalter Regen an die Fenster — sie hörte es nicht, ihre Töne und Phantasien beschäftigten ausschließlich ihre Seele. Der Abschied des Frühlings, eines geträumten, wunderbar schönen Frühlings, war der Gegenstand ihrer Tonweise.

„Ein holder Knabe —" so klang es von den weißen Tasten unter ihren weißeren Händen — „ruft weinend Lebewohl —" nein, die lyrischen Empfindungen Beatricens lassen sich nur in ähnlichen Klängen, vielleicht also, ausdrücken:

Von seinem Ruhebett erhebt
Sich ein bekränzter, engelschöner Knabe,
In seinem blauen Aug' ein Thränlein bebt.
Er greift nach seiner Cither, seinem goldnen Stabe,
Streicht sich die Locken von der Stirne frei
Und schwebt,
Gleich einem himmlischen Gebilde,
Vom Hügel abwärts in's Gefilde.
„Herbei! lauscht meinen Worten heimlich sacht,
Ihr holden Wächter meiner süßen Nacht,
Der süßesten,
Der lieblichsten,
Und ach! der bängsten doch zugleich,
Denn mit ihr endet eures Königs Reich.
Herbei! herbei!
Düftchen und Blüthentraum,
Lüftchen und Wellenschaum,
Mondlicht all überall,
Feensang und Nachtigall,
Herbei! herbei!
Euch ruft der Lenz mit seinem Zauberschlag,
O nennet meinen Namen noch einmal,
Daß ich mich selber nicht vergessen mag,
Eh' ich verlasse Wald und Berg und Thal!"
Die Lüftchen säuseln in Blüthenbäumen,
Weh'n durch des Mondlichts silbernen Schleier,
Die Blumen flüstern von seligen Träumen,

Von einer schmerzlichen Abschiedsfeier;
Es rauscht im Schilf am Spiegelsee,
Die Wellen seufzen: ade! ade!
Und drüben am dämmernden Strande tauchen
Meernymphen empor,
Und schütteln Perlen aus feuchten Augen,
Und singen im Chor —
Doch hörbar kaum, verklingend,
Wie leiser Wiederhall,
Denn Schweigen gebietet singend
Die Nachtigall.
Sie sieht den Lenz entgleiten,
Ihr schönster Traum entflieht,
Sie singt mit tiefem Leiden,
Da er von hinnen zieht,
Sie singt bei seinem Scheiden
Ihr eignes Schwanenlied! — —
Ade! tönt's in der Ferne, in der Näh',
Und tausend Stimmen rufen's nach: ade! —

— Beatricens Klänge verhallten nach und nach. Von den Saiten zitterten die letzten Schwingungen. Sie ließ die Hände in den Schooß herabsinken, lehnte sich in den Sessel zurück und saß in schweigendem Nachsinnen. Die Musik hatte mit sanfter Hand sie zum klarern Bewußtsein zurückgeführt, hatte ihre

gereizten Nerven beruhigt, die aufgeregten Wellen ihrer Gefühle beschwichtigt. So fand sich Beatrice selbst wieder — freilich auch mit ihrem ruhelosen Weh!

Alfreds Bild erschien vor ihrer Seele — des Vaters Drohungen beängstigten auf's Neue ihr Herz, und dennoch waren diese ihre geringere Sorge, denn der Glaube an den Geliebten stärkte sie noch immer mit der Hoffnung auf eine glückliche Vereinigung.

„Dein Herz ist noch mein, Alfred!" sprach sie leise, die Hände faltend. Dabei lächelte ihr Mund, während sich die Augenbrauen schmerzhaft zusammenzogen. — „Ach, eile doch zu mir, gib mir Gewißheit — man will mich verkaufen und verkuppeln — rette dein Eigenthum, das ohne dich nichts ist!"

Dann schwieg sie wieder lange Zeit; die Bilder der Vergangenheit zogen an ihr vorüber. Mit einem schweren Athemzuge fuhr sie fort: „Die Zeit — die böse Zeit hat uns getrennt — die große Veränderung hat auch uns mit betroffen! Staaten sind gebrochen — — und Herzen!"

Erschreckt fuhr sie zusammen. „Die Welt," sprach sie schaudernd, „taumelte in einem furchtbaren Rau-

sche — nun liegt sie still und ermattet — o mein Alfred, war auch deine Liebe ein bloßer Rausch? — Spricht der Vater Wahrheit — hast du dich — mich — Alles, Alles aufgegeben? So laß uns lieber sterben; wir können hier nicht glücklich werden!"

Ein Lied kam ihr in's Gedächtniß, das sie nie hatte leiden mögen. Jetzt war ihr, als ob Alfred es ihr in's Ohr flüsterte; fast unwillkürlich begleitete sie es mit wilden, düstern Akkorden und sang widerstrebend nach, was aus seiner Seele zu kommen schien:

Aus tiefstem Herzen schnell
Stürzt Lieb', ein heißer Quell;
Er bricht hervor und schäumt,
Denn in verschloss'ner Brust
Hat er so viel geträumt
Von Himmel und Erdenlust.

Doch draußen ist er kaum,
So endigt auch sein Traum —
Die Erd' im kalten Kleid,
Kühlt bald ihm aus die Gluth,
Und ach, der Himmel weit
Ist ferne von seiner Fluth!

— Als sie geendigt, hörte sie Tritte vor der Thür;

sie vermuthete, ein Diener komme, und wendete sich dahin. Die Thür ging auf und Alfred flog ihr entgegen.

Freude und Ueberraschung preßten Beatricen einen Schrei aus. Sie erhob sich vom Sessel und gleitete dem Geliebten halb ohnmächtig in die Arme. Er drückte sie an sein pochendes Herz und strich ihr mit bebender Hand über die Locken. „Beatrice!" flüsterte er, mit heißen Lippen ihre Stirn berührend. Sie hing stumm an seinem Halse und senkte das Haupt an seine Brust. Endlich, nach einer großen Pause, machte er sich von der Umarmung los, faßte Beatricens Hand, indem er den Mantel von sich warf, und sprach mit einem Seufzer: „— Wir haben uns lange nicht gesehen! Hast Du mein geharrt, Beatrice?"

„O Alfred!" rief das Mädchen, „ich habe keine Ruhe gefunden, seitdem Du mich verlassen!" — — „Du hast mir viele Schmerzen gemacht, Alfred!" fuhr sie mit klagendem Vorwurfe fort. „Ich hab' um Dich gelitten — Tag und Nacht — von tausend Gefahren hab' ich Dich bedroht gesehen —"

„Gefahren?“ fragte Alfred stutzend. „Was weißt Du?“

„Aber nun bist Du bei mir,“ sagte sie, ohne Antwort zu geben, meine schlimmen Ahnungen waren nur schwarze Einbildungen ohne Folgen — — Alles ist vorüber, ich bin wieder glücklich! —“

„Mein guter Engel!“ sprach Alfred gerührt. „Mein Herz hat mich nicht getäuscht. Du bist rein und ohne Schuld — Du hast nicht aufgehört, mich zu lieben!“

Beatrice fuhr leidenschaftlich auf und schaute ihn mit großen Augen an: — „Hast Du glauben können, ich sei treulos? O pfui, mein Geliebter! Der Himmel vergebe Dir den Gedanken.

„Du bist meine Beatrice!“ rief Jener mit dem vollen Ausdruck der Liebe. „Und wenn uns die Welt trennt, Du bleibst mein in Ewigkeit!“

Er bedeckte ihre Hand mit Küssen; sie neigte sich zu seinen Lippen und hing an ihnen in trunkener Gluth. — —

„Ich habe Deine Worte besiegelt!“ sagte sie dann erschöpft, indem die leichte Röthe von ihren Wangen

wich; „wir bleiben uns in Ewigkeit.“ Nach dem Divan wankend, zog sie ihn mit sich fort, an ihrer Seite nieder. Wie ein Wiegenkind, sank sie mit geschlossenen Augen in seinen Arm, als ob sie schlummern wolle. In dieser Stellung flüsterte sie lächelnd, nach langem Stillschweigen: „—Hier hab' ich Ruhe; mein ganzes Wesen ist Friede. — So möcht' ich hinüber gehen in das Land des ewigen Friedens. —“

„Wird irgendwo der Friede zu finden sein?“ entgegnete der Geliebte leise.

„Dort, dort, mein Alfred!“ — sie hielt die Augen noch immer fest geschlossen. — „Unsere Seelen werden immer schöner, immer reiner lieben lernen — kein Stillstand — und doch Friede! Verstehst Du das?“

Ihre Stimme war bei den letzten Worten kaum vernehmbar gewesen. — Alfred beugte sich über sie nieder und legte sein Ohr nahe an ihren Mund; seine Hand ruhte auf ihrem Herzen.

Beatrice regte sich, wie von einem leichten Schauer geschüttelt; ihr Lächeln ward immer verklärter. —

„Schläfst Du, mein Liebchen?“ fragte Alfred, nachdem er sie geraume Zeit betrachtet hatte.

„O nein!“ antwortete sie mit einer seligen Heiterkeit. „Alles, Alles seh' ich um mich her — meine Blumen an den Fenstern — mich selbst, und vor Allem Dich, Dich, o Alfred! — — Ach! mein Vater sieht so ernst aus —“

„Wo? — Wo siehst Du ihn?“

„Drüben in seinem Zimmer. — Wehe, man verleumdet uns — man schmäht auf unsre Herzen — man tastet mit roher Hand an unsre süße Liebe! — Glaube ihnen nicht, den bösen Verleumdern — glaube mir, mir allein — ich spreche Wahrheit!“ —

Erstaunt, wagte Alfred kaum zu athmen. — Sollte er Beatricen in ihrem seltsamen Zustande stören? — Sollte er ihr die kurzen Augenblicke des Friedens rauben, der ihr so theuer war? um den er sie oft genug schon gebracht hatte? — Während er noch unentschieden war, was er zu thun habe, fuhr das holde Geschöpf fort, mit freieren Geisteskräften ihr Inneres zu offenbaren, einem Engel vergleichbar, der einem geliebten Menschenkinde ein Geheimniß aus der andern Welt zuflüstert.

„Ja!“ lispelte sie; „endlich wirst Du mir doch

glauben, Alfred! Das weiß ich und deß bin ich froh! Und auch in Deinem Herzen ruht die Liebe für mich, wie ein Keim, über den noch das rauhe Wetter der stürmischen Jahreszeit hinwegzieht. Doch der Frühling wird nicht ausbleiben — der Keim wird sich entfalten zu Blättern und Blüthen; Du darfst nur nicht verzweifeln, Geliebter!"

„Lieb' ich Dich nicht schon jetzt?" fragte Alfred in Thränen.

Wie ein Hauch, wehte es von ihren halbgeöffneten, in frischem Rosenroth glänzenden Lippen: „Ja! Mehr, als Dir selbst bewußt ist!" — — Mit einem wehmüthigen Vorwurfe, den jedoch ein schelmisches Lächeln fast ganz wieder auslöschte, sprach sie dann weiter: „Du verdienst eine kleine Strafe, daß Du bisweilen gewähnt hast, die Liebe raube Dir den Muth zu Heldenthaten und nur der Würgengel auf den Schlachtfeldern dürfe Dir gestatten, bei dem Engel der Liebe für kurze Rast einzukehren."

Alfred lauschte verwundert seinen eignen, trüben Gedanken, welche die Geliebte mit lächelndem Munde aussprach. Mit immer klarerer, klangvollerer Stimme

setzte sie ihre Rede also fort: „— Nein, ich will Dich nicht tadeln, Alfred! Nicht wahr, Dir ahnt, daß die große Kette der Begebenheiten, an die Dich das Schicksal angeschlossen, noch nicht zu Ende ist? Der arme König darf sich noch nicht ruhig niederlassen auf seinem wankenden Throne —"

„Wie? was sagst Du, Beatrice?" schob Alfred begierig ein.

„Seine Irrfahrt beginnt von neuem —" ergänzte die Träumerin mit prophetischem Ton, indem sie sich ein wenig emporrichtete; — „Alfred! Dein Kaiser —"

„Der Kaiser!" rief Alfred bebend; „— Nun, Beatrice?"

„— Die Wellen treiben ein Schiff an Frankreichs Gestade! — Wen schaut Dein Auge dort? — Welcher Blick ist dieß, der überwältigend blitzt unter der furchtbaren Stirn? — —"

Alfred zitterte — sein Herz pochte laut; auch Beatrice wurde immer unruhiger. — Jetzt sangen gedämpfte Männerstimmen vor den Fenstern. — War es Täuschung? — Ein Zauberspiel der berauschten

Seele? — Alfred vernahm wieder die bekannte Melodie, welche ihn seit einiger Zeit verfolgte, und mit geisterhaft verschwebenden Tönen stimmte Beatrice ein:

„O Richard, o mon roi!
L'univers t'abandonne,
Sur la terre il n'est que moi
Qui s'interesse à ta personne!"

„Beatrice!" schrie Alfred, außer sich und sprang vom Divan auf. — „Beatrice!"

Mit einem gebrochenen Laut streckte diese die Arme aus und sank auf die Kissen zurück. — Alfred umschlang sie angstvoll und rief sie wiederholt bei'm Namen. Mit weitgeöffneten Augen, todtenbleich, schaute sie ihn an, wie aus einem tiefen Schlaf erwacht. Endlich kehrte ein schwaches Roth auf ihre Wangen zurück; ihre Lippen zuckten. „Alfred!" bebte es von denselben. „Du —?"

„Erkenne mich, meine Geliebte!"

„Wo kommst Du her? — O, mein Alfred!"

Mit leidenschaftlicher Inbrunst warf sie sich an seine Brust; doch in demselben Augenblicke fielen ihre

Hände schlaff nieder; ihr Blick brach — Ohnmacht warf ihren schwarzen Schleier über ihr Haupt.

Der erschütterte Geliebte faßte sie mit kräftigen Armen, als ob er sie der Gewalt des Todes entreißen wollte. Fest drückte er seinen Mund auf ihre Lippen, ihr neues Leben einzuhauchen. Sie aber blieb regungslos unter seinen Küssen; ihre Hand erwarmte nicht in der seinigen, die vielmehr auch zu erkalten begann von dem plötzlichen Schrecken.

„Wach' auf, wach' auf, Beatrice!" jammerte er; „stirb mir nicht unter den Händen, süßes Mädchen!"

Er lehnte sein Haupt an ihr Herz, er glaubte eine leise, matte Bewegung zu hören — die Hoffnung durchfuhr ihn, wie ein Feuerstrahl. Er trug die Ohnmächtige nach der Fensterbrüstung, sie der frischen Luft näher zu bringen, küßte sie immer von neuem — beschwor sie, in's Leben zurückzukehren. Sie blieb stumm und kalt. Ihre langen Locken fielen über seinen Arm nieder, in welchem sie lag und der ihm jetzt erlahmte. Er fühlte seine Kräfte schwinden; seine Kniee zitterten unter der theuren Last. Die Verzweif-

lung umrauschte ihn mit sengenden Flügeln; sein Gehirn schien in Flammen aufgehen zu wollen.

„Ich bin Dein Mörder!“ stöhnte er. „Die Rache des Himmels wird mich verfolgen! — Beatrice! — noch einen Blick!“

Mit seiner letzten Kraft griff er nach dem Klingelzuge in der Nähe und zerrte krampfhaft an ihm. Der gellende Hilferuf brachte die Dienerschaft herbei.

„Ruft nach dem Arzte!“ schrie Alfred.

Beatrice wurde wieder auf das Sopha gebracht. Wie eine schöne Leiche, lag sie ausgestreckt. In starrer Gruppe umstanden sie die Domestiken mit Lichtern, als ob schon die geweihten Kerzen am Sarge der Verschiedenen angezündet wären. Alfred war in die Kniee gesunken und athmete schwer. Jetzt ward die Thür aufgerissen und Beatricens Vater stürmte herein; ihm folgte der junge Graf Emil. Die Diener traten scheu zurück.

„Beatrice! Um Gotteswillen, was ist Dir?“ rief Herr von Cruffol, während der Graf ihre Stirn mit kaltem Wasser besprengte.

Bei dem Anblick Alfreds ließ der Alte zorndurch-

zuckt die Kerze fallen; ein heißer Tropfen berührte Beatricens Antlitz. Die doppelte Wirkung des kalten Wassers und des heißen Wachses weckte ihre Lebensgeister aus dem tödtlichen Schlafe; sie regte die Lippen — die Hand — sie schlug die Augen auf. Weinend und lachend zugleich sprang Alfred empor und rief zu wiederholten Malen: „Sie lebt! Sie lebt! Sie lebt! — Meine Beatrice! Du bist wieder mein, mein!"

Mit diesen Worten wollte er sie in seine Arme schließen. Doch Herr von Crussol schleuderte ihn wüthend zurück und schrie: „Willst Du mein Kind zum zweiten Male morden?" Der Graf hatte Beatricens Hand ergriffen und sprach der verwundernd um sich Schauenden mit zärtlichem Tone zu. Der Vater trat zu ihm. Mit ausgestreckten Armen, um sich Raum zu machen, drängte sich Alfred zwischen die beiden Männer.

„Vater!" stammelte er, zu Herrn von Crussol gewendet. Die Stimme versagte ihm. Hochaufgerichtet blickte ihm dieser in's Auge, legte dann seine Hand auf die Hand des Grafen Emil, der Beatricen

noch immer nicht losgelassen, und sprach mit starkem Ton: „Ich verlobe hiermit den Grafen Emil mit meiner Tochter!"

„Räuber!" rief der im Innersten Verletzte, in seinem Schmerzgefühl sich Vergessende. „Sie ist mein Eigenthum! Das nimmt kein Ehrenmann!"

„Unwürdiger!" höhnte der Vater; Jener aber nahm Beatricens Rechte, hielt sie hoch empor und drückte sie an seinen Mund.

Beatrice stand auf; der Graf trat mit verhülltem Antlitz auf die Seite.

„Antworte Du selbst, Geliebte!" bat der Capitän mit milder, bittender Stimme.

„Mein Alfred!" ächzte das Mädchen, in Thränen ausbrechend, und fiel an sein Herz.

„Dank! Dank, Du Engel!" jauchzte er frohlockend. „Ihr Alle habt es vernommen, ihr seid Zeugen. — Beatrice! wir sehen uns wieder!"

Sie noch einmal an sich pressend, riß er sich los und stürzte hinaus. Jetzt erst seiner selbst wieder mächtig, fuhr Herr von Crussol aus seiner starren Betäubung auf. Sein rollendes Auge suchte im

Kreise umher nach einem theilnehmenden Blick. Ernst und still trat ihm der Graf Emil entgegen; bedeutsam hob er die Hand auf, als ob er ihn vor einer Uebereilung, vor einem Frevel warnen wollte. Beatrice sank dem Vater weinend zu Füßen und umklammerte seine Kniee. Die Diener standen mit gesenkten Köpfen; Alles schwieg — von der Straße herauf hallten die klirrenden Fußtritte des stürmisch forteilenden Capitäns.

Ende des ersten Theils.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Im Verlage von Wilhelm Engelmann in Leipzig sind noch nachfolgende Werke erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Deutschlands
jüngste
Literatur- und Culturepoche.

Charakteristiken v. Hermann Marggraff.

gr. 12. 1838. brosch. 2 Thlr.

„Die Zerwürfnisse unserer Literatur, die sich in der kritischen Richtung derselben am schärfsten aussprechen, hat der Verfasser historisch zu entwickeln und in ihrem Ursprunge, ihren Verzweigungen und wahrscheinlichen Folgen darzustellen versucht."

„Man muß bekennen, daß Marggraff mit all' dem Ernste an seine Arbeit ging, die vorzugsweise dem deutschen Literaten eigen ist; seine Zusammenstellung zeugt von der umfassendsten Belesenheit, sein Urtheil von einem durchdringenden Verstande, seine Anordnung von Kenntniß und Geschmack, und so sehr man im Anfange über den Umfang des Buches erstaunen mag, man wird bei näherer Betrachtung zu der Erkenntniß genöthigt, daß die Masse des Gegebenen sich nur bei der sorgsamsten und zweckmäßigsten Gedrängtheit in diesen Raum einzwängen ließ." (Blätter für Literatur u. Kunst, 1839, Nr. 4.)

Goethe als Dramatiker.

Von Dr. H. Düntzer.

gr. 12. 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Wesen des Drama's. Goethe's betreffende Aeußerungen. — II. Goethe und Schiller als Dramatiker. — III. Goethe's dramatische Laufbahn. — IV. Goethe und die Griechen. — V. Goethe's Iphigenie, verglichen mit der Euripideischen u. Gluckischen. — Nachträge.

Im „Helios" wird über dieses Werk gesagt: „Im Ganzen zeichnet es sich aus durch gründliche und gediegene Eigenansichten, so wie durch eine sehr vollständige und passende Auswahl von Fremdmeinungen, so daß man daraus fast die ganze schönwissenschaftliche kritische Literatur der neueren Zeit kennen lernt, in wie weit sie mit dem gegebenen Gegenstande in Verbindung steht. — Wem es darum zu thun, sich über die vorwürfige Sache gründlich zu unterrichten, oder die darauf bezüglichen Ideen sich einmal wieder zur Vorstellung und ins Gedächtniß zu rufen, der wird dieses Buch mit Vergnügen und Nutzen lesen."

Adelig und Bürgerlich.

Novelle

von

Julius Hammer.

gr. 12. brosch. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

„Es wird in diesem Buche der Kampf des Herzens gegen die Verhältnisse geschildert. — Mit Geschick hat der Verfasser die bürgerliche und adelige Partei, ihre verschiedenen Prinzipe und Lebensanschauungen auseinander gehalten. Er hat das rein Menschliche und Naturgemäße dem Hergebrachten, Eingezwungenen entgegengesetzt. Daraus nimmt er Licht und Schatten für seine Gemälde. — Die Novelle würde ihren Leserkreis finden und das Buch schon um des Sujets willen die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich ziehen, wenn der Stoff auch nicht so tief in die Interessen der Gegenwart eingriffe." (Rosen, 1838. Nr. 29.)

Die menschliche Stimme

und ihr Gebrauch

für Sänger und Sängerinnen

dargestellt von Giacomo Bisozzi. Mit einer Tafel lithographischer Abbildungen. 12. 1838. br. 12 Gr.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutschland's jüngste Literatur- und Culturepoche. Charakteristiken von Herm. Marggraff. gr. 12. brosch. 2 Rthlr.

Nr. 4. des von Friedrich Mayer redigirten Münchner Literatur- und Kunstblatts sagt hierüber unter Andern:

Wenn man das Inhalts-Verzeichniß dieses Buches betrachtet, und wird dann zu einer Kritik über dasselbe aufgefordert, so wird man unwillkührlich über diese Forderung lächeln müssen, denn die Kritik müßte zum wenigsten eben so lang als das Buch selbst, folglich ein neues Buch werden, das entweder parallel mit dem vorhandenen, oder von demselben divergirend wäre. In beiden Fällen aber hätte man einen schweren Stand. Ginge man den parallelen Weg, so würde es Mühe kosten, ihn so schön und gemessen zu gehen, als der Verf., und wählte man den divergirenden Pfad, so hielte es schwer, die Motive anzugeben, warum man einer so gut angelegten, zum wahren Ziele führenden Straße, warum man, mit einem Worte, Herrn M. nicht nachfolge. Der Verf. schreibt in einem so klaren, bilderreichen, nicht schwülstigen, sondern jedesmal treffenden Style aus seiner Seele die Wahrheit heraus, daß man ihm gut sein muß, um dieser Wahrheit willen, und sollte man selbst zu denen gehören, die sein Tadel trifft. Es ist hier nicht das Auftreten eines Menschen, den es gleichgültig sein könnte, wer in der Literatur überhaupt oder wer speziell in der neuern Literatur den Sieg davon zu tragen berufen ist. M. geht mit offenem Visir und scharfem Schwerte als starker Kämpfer in die Schranken, und vertheidigt nach seiner innersten Ueberzeugung die, welche ihm der Vertheidigung würdig dünken, oder holt gegen die mit starkem Arme aus, die er für die Treffer seines kampflustigen Schwertes ausersehen hat; Ehrlichkeit steht aber immer auf seinem Schilde, und ist er einmal oder das anderemal getäuscht, so ist er es nur durch sich selbst, und für solche Täuschungen in das Feld literarischer Kämpfe zu ziehen, ist bei Weitem noch nicht das Unrecht, als für eingeredete Wahrheiten, denen jetzt nur zu oft der Arm, die Zunge und die Feder geliehen wird. Ich halte diese Charakteristiken für so wichtig, daß keine, nur die kleinste Bibliothek, nicht sie entbehren sollte. Für unsere künftigen Geschlechter liefern sie jedenfalls ein wahres und wahrhaftiges Bild unserer jetzigen Literatur.